

**KNOWLEDGE
[WHITEPAPER]
OF WALL STREET**

„ANALYSIERE DEN FINANZMARKT UND SEINE ANALYSTEN“

02/2026

Einführung

Nach mehr als zehn Jahren intensiver Analyse und Recherche zum Thema Börsenhandel und Finanzmarkt bin ich zu der Erkenntnis gelangt, dass es nur weniger wesentlicher Kenntnisse bedarf, um erfolgreich an der Börse Gewinne zu erzielen und tatsächliche Investitionen zu erkennen.

Die bedeutendste dieser Erkenntnisse ist zweifellos, dass weder Bücher, Trading-Coaches, Börsenbriefe, YouTube-Kanäle, Bankberater oder andere Hilfsmittel – wie etwa Charttechniken und Indikatoren – existieren, die eine Garantie bieten, nachhaltig dabei zu helfen, erfolgreich an der Börse das eigene Kapital zu vervielfachen.

Es existieren unzweifelhaft zu viele unterschiedliche Faktoren, Narrative und Zyklen, die es erschweren, kontinuierlich und insbesondere ohne erheblichen zeitlichen Aufwand die richtigen Entscheidungen zu treffen. Selbst wenn auf Basis fundierter Analysen – sei es fundamental, technisch oder in Kombination – die korrekte Entscheidung getroffen wurde, führt dies nicht zwangsläufig zu finanziellem Erfolg. Denn entscheidend ist lediglich der aktuelle Preis der Wertpapieranlage.

Ein wesentlicher, wenn nicht gar der entscheidende Faktor für den Erfolg an den Finanzmärkten ist die eigene Psyche. Dies ist auch ein Grund, weshalb regelmäßiges Sparen über Sparpläne in ETFs langfristig scheitern und zu großen Verlusten führen kann, sofern man sich nicht aktiv mit dem Markt auseinandersetzt.

Insgesamt erscheint dieses Thema sehr komplex, was es zweifellos auch ist. Letztendlich kann es jedoch auch sehr einfach funktionieren, wenn man sich auf das Wesentliche – den Preis – konzentriert, alle anderen Faktoren ausblendet und vor allem die Ratschläge der Profis ignoriert.

Die Gründe hierfür werden in dem folgendem Whitepaper einfach und verständlich erläutert. Diese sollen dabei helfen, das Mysterium der Börse zu entmystifizieren und einen einfachen Weg aufzuzeigen, um ohne großen Zeitaufwand und psychische Belastung das eigene Kapital selbstständig verwalten und damit handeln zu können.

Inhalt

Kapitel 1

Börsenprofis, Analysten und Finanzberater

Seite 4

Kapitel 2

Psychologische Faktoren beim Handel an der Börse

Seite 16

Kapitel 3

Zyklenanalyse

Seite 20

Fundamentale Analyse

Seite 32

Technische Analyse

Seite 35

Indikatoren

Seite 43

Kapitel 4

Handelswerkzeuge der Profis

Seite 47

Kapitel 5

Studieren Sie den Preis

Seite 55

Kapitel 6

Entwickeln Sie Ihre eigene Depot- und Handelsstrategie

Seite 68

Kapitel 7

Bitcoin

Seite 82

KAPITEL 1

BÖRSENPROMIS, ANALYSTEN UND FINANZBERATER

Im Verlauf meiner Bemühungen, erfolgreich an der Börse zu handeln, habe ich verschiedene Dienstleistungen in Anspruch genommen. Dazu gehörten Abonnements unterschiedlicher Börsenbriefe, der Konsum unzähliger Videos auf YouTube, Podcasts, der Erwerb technischer Analysen sowie das Hören zahlreicher Hörbücher und das Lesen von Büchern. Über Jahre hinweg habe ich kontinuierlich Analysen diverser Analysten im Internet verfolgt, unabhängig von den jeweiligen Bereichen bzw. der Methoden des aktiven Börsenhandels. Zudem habe ich die Analysen großer Banken, Finanzberater und Hedgefonds studiert und täglich die News verfolgt, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Letztendlich hat mir all dies nicht dabei geholfen, erfolgreich zu handeln.

Zunächst einmal vorweg: Der Weg war dennoch nicht umsonst. Durch dieses Vorgehen habe ich letztendlich die gesuchte Erkenntnis erlangt und es gab dennoch einige wenige Profis und Bücher, die mir dabei geholfen haben. Am meisten hat mir jedoch die Analyse der Profis selbst geholfen, gepaart mit eigenständigem Denken und Reflektieren.

Finfluencer

Diese Phänomene sind auf allen Arten von Social-Media-Plattformen zu beobachten. Podcasts und YouTube-Videos rauben Ihnen erheblich viel Zeit. Die erhofften Informationen erhalten Sie in der Regel nicht – dafür gibt es mehrere Gründe. Finfluencer streben danach, dass Sie ihren Content regelmäßig und idealerweise bis zum Ende der Folge oder des Videos konsumieren. Dadurch generieren sie Einnahmen über die Plattform. Häufig werden zudem Produkte oder Dienstleistungen Dritter beworben, wodurch durch Werbung und Rabattcodes weitere Einnahmen entstehen. Darüber hinaus versuchen Finfluencer in den meisten Fällen, Ihnen ein eigenes kostenpflichtiges Produkt zu verkaufen – etwa einen Kurs, Analysen oder einen Börsenbrief. Hier wird letztlich der größte Umsatz erzielt. Welchen Vorteil hätte der Finfluencer davon, Ihnen eine umfassende Lösung zu bieten? Sie würden Ihr Abonnement kündigen, Ihre Finanzen selbstständig managen und der Finfluencer könnte nicht weiter von Ihnen profitieren. All diese Produkte sind so gestaltet, dass Sie abhängig bleiben und kontinuierlich dafür zahlen – sei es durch Ihr Abonnement oder mit Ihrer Zeit.

In Kursen oder Webinaren von Börsenexperten erhalten Sie in der Regel keine neuen Informationen. Die enthaltenen Inhalte wurden meist bereits im kostenlosen Content vorab kommuniziert. Für die kostenpflichtige Variante wurden diese lediglich neu aufbereitet und kompakt zusammengefasst. Letztlich handelt es sich um reine Wiederholungen der kostenlosen Versionen.

Börsenbriefe

In den meisten Börsenbriefen erhalten Sie präzise Ein- und Ausstiegsempfehlungen für eine Vielzahl von Aktien, Zertifikaten oder Kryptowährungen. Diese sind in der Regel als vollständiges Musterportfolio konzipiert. Ein solches Produkt ist jedoch nur dann hilfreich, wenn Sie über ausreichend Kapital verfügen, um es 1:1 in Ihrem eigenen Depot nachzubilden – bei den meisten Angeboten bedeutet dies ein Mindestkapital von etwa 100.000 €. Weichen Sie von den exakten Handelsanweisungen ab, gehen Sie ein erhebliches Risiko ein, da in diesen Musterdepots ein integriertes Risikomanagement berücksichtigt wird.

Darüber hinaus erscheinen Börsenbriefe meist monatlich, was zu zeitlichen Verzögerungen in Ihrem Handeln führt. Der Anbieter hat Position XY beispielsweise bereits vor zwei Wochen erworben. Sie tätigen den Kauf erst nach Veröffentlichung des Briefs – in diesem Zeitraum hat der Anbieter bereits Gewinne verzeichnet. In der folgenden Ausgabe wird mitgeteilt, dass die Position zum Zeitpunkt X bereits wieder verkauft wurde. Sie veräußern Ihre Position nun zeitverzögert; inzwischen ist der Kurs gesunken, und Sie erleiden durch die Empfehlung des Profis einen Verlust.

In den meisten Börsenbriefen sind allerdings E-Mail-Benachrichtigungen integriert, diese bieten aber auch keinen erheblichen Vorteil oder eine Sicherheit. Sobald der Anbieter einen Kauf oder Verkauf tätigt, werden Sie umgehend per E-Mail informiert. Dieses Angebot erweckt den Eindruck eines verlässlichen Signals, das sicherstellt, dass Sie zur richtigen Zeit die richtige Entscheidung treffen. Dennoch ist zu beachten, dass Sie unter Umständen eine Position eröffnen, ohne weitere Informationen zu besitzen – abgesehen von der Empfehlung eines vermeintlichen Profis. Sie handeln möglicherweise impulsiv, ohne die Gewissheit, eine fundierte und überzeugende Entscheidung getroffen zu haben.

Eventuell wurden Sie im vorherigen Börsenbrief bereits durch eine fundamentale Analyse über das Unternehmen und den wahrscheinlichen bevorstehenden Kauf der Aktie informiert. Doch wer garantiert Ihnen, dass die Analyse des Profis zutreffend ist und keine wesentlichen Aspekte übersehen wurden?

Verfolgen Sie einen solchen Börsenbrief über einen längeren Zeitraum, werden Sie selbst feststellen, wie häufig solche Fehlanalysen auftreten – häufiger, als Sie zunächst annehmen.

Technische Analysen und Trading-Coaches

Trading-Coaches arbeiten überwiegend mit verschiedenen Methoden der technischen Analyse. Auf diese Methoden werde ich in einem späteren Kapitel detailliert eingehen. Grundsätzlich verfolgen auch diese Coaches primär ein Ziel: Ihnen einen kostenpflichtigen Kurs oder fortlaufende Analysen zu verkaufen.

In der Regel wird Ihnen empfohlen, pro Trade nicht mehr als 1 % Ihres verfügbaren Kapitals zu riskieren, um das Verlustrisiko zu minimieren. Diese Risikomanagement-Regel ist grundsätzlich nicht in Frage zu stellen – dennoch lohnt sich ein kritischer Blick: Wenn Sie lediglich über einige Tausend Euro verfügen, dauert es bei strikter Einhaltung dieses Risikomanagements extrem lange, bis sich Ihr Vermögen spürbar vervielfacht.

Sie bleiben dauerhaft abhängig davon, diese Analysen zu abonnieren, müssen erheblichen Zeitaufwand betreiben, um die Empfehlungen kontinuierlich zu verfolgen und umzusetzen, und können letztlich nie exakt nachvollziehen, welches tatsächliche Verlustrisiko Sie mit dem jeweiligen Trade eingehen.

Diese Analysen und Coachings sind meist so gestaltet, dass sie Ihnen eine Fülle an Informationen liefern – was den Eindruck hoher Kompetenz des Anbieters erwecken soll. Tatsächlich helfen Ihnen diese Informationen jedoch kaum dabei, Ihre Investments langfristig eigenständig und erfolgreich zu managen.

Selbst wenn Sie durch einen Coach oder den Kauf von Analysen eine spezifische Methode der technischen Chartanalyse erlernen, erfordert dies erheblichen Zeitaufwand. Es ist Zeit, in der Sie zunächst Geld verlieren, und Zeit, die Ihnen in der Regel nur dann zur Verfügung steht, wenn Sie sich für einen längeren Zeitraum vollständig und zu 100 % auf das Trading und das Erlernen der Analysemethoden konzentrieren können.

Sind Sie dennoch bereit, diesen Aufwand zu investieren, werden Sie früher oder später feststellen, dass selbst professionell angewandte technische Analysemethoden in der Regel lediglich eine Trefferquote von etwa 70 % bei Handelssignalen erreichen. Später werde ich Ihnen hoffentlich verständlich machen, warum Sie sich diesen enormen Zeitaufwand, das investierte Geld und die damit einhergehenden Verluste vollständig ersparen können.

Für all die zuvor genannten Arten von Börsenprofis gilt eine zentrale Regel: Lassen Sie sich nicht von angepriesenen Gewinnquoten oder vermeintlich hohen jährlichen Renditen blenden. Diese Kennzahlen sind keineswegs ein verlässlicher Indikator für die Qualität des Produkts oder das tatsächliche Können der Anbieter.

In vielen Fällen sind die veröffentlichten Gewinnquoten und Renditen entweder nicht vollständig nachprüfbar, fragwürdig berechnet oder sogar bewusst manipuliert bzw. gefälscht. Zudem fehlt Ihnen – gerade als weniger erfahrener Anleger – häufig das notwendige Fachwissen, um beurteilen zu können, ob hinter den präsentierten Erfolgen nicht ein unverhältnismäßig hohes Risiko stand, das Sie selbst unter keinen Umständen eingegangen wären.

Hedgefonds und Großbanken

Sollten Sie der Meinung sein, sich an den Positionen und Analysen professioneller Dienstleister – etwa Hedgefonds – orientieren zu können, muss ich Sie leider enttäuschen.

Hedgefonds unterliegen strengen regulatorischen Vorgaben, die ihren Handlungsspielraum bewusst einschränken, um das Vermögen der Anleger zu schützen. Da Sie als Privatanleger jedoch allein für Ihr eigenes Kapital verantwortlich sind und an diese Regularien nicht gebunden sind, sollten Sie sich auch nicht freiwillig diesen Beschränkungen unterwerfen – Regularien sind letztlich immer Einschränkungen.

Ein weiteres Problem liegt in der Aktualität der Informationen: Die offengelegten Positionen von Fonds werden in der Regel erst im folgenden Quartal veröffentlicht, also lange nachdem der Fonds das jeweilige Wertpapier bereits gekauft oder verkauft hat. Hinzu kommt, dass diese Fonds überwiegend auf fundamentalen und historischen Daten basieren, um die Zukunft der Finanzmärkte zu prognostizieren. Auf diese Analysemethoden werde ich zu einem späteren Zeitpunkt ausführlich eingehen.

Wenn Sie sich einmal mit den Jahresprognosen von Hedgefonds und Großbanken für das kommende Jahr beschäftigen, werden Sie schnell feststellen, wie stark diese voneinander abweichen. Unterschiede von 40–50 % bei Kurszielen für einzelne Aktien, Rohstoffe oder Indizes sind keine Seltenheit. Warum empfiehlt ein renommierter Experte den Kauf einer Aktie, während ein anderer gleichzeitig zum Verkauf rät? (Dies gilt übrigens in gleichem Maße für Trading-Coaches und technische Analysten.)

Vergleichen Sie darüber hinaus die tatsächlich erzielten jährlichen Renditen von Hedgefonds und aktiv gemanagten Fonds der Banken mit der Performance des S&P 500 oder des Nasdaq: In den meisten Fällen hätte ein einfacher, kostengünstiger ETF auf einen dieser breiten Indizes eine deutlich höhere Rendite erwirtschaftet.

News

Eines der am wenigsten effektiven Mittel, um fundierte Investmententscheidungen zu treffen und den Markt sinnvoll zu analysieren, ist das regelmäßige Lesen von Finanzmarkt- und Börsennachrichten.

Dort werden Ihnen vor allem Regierungsberichte, Quartalszahlen oder makroökonomische Daten präsentiert – Informationen, die in erster Linie kurzfristige Volatilität erzeugen, jedoch kaum verlässliche Orientierung für langfristige Anlageentscheidungen bieten. Dasselbe gilt für die veröffentlichten Portfolio-Änderungen von Hedgefonds (wie bereits erwähnt) sowie für die meist stark divergierenden Analysen und Prognosen von Banken und Ökonomen. Keiner dieser „Profis“ kann ernsthaft in die Zukunft blicken, geschweige denn den exakten Zeitpunkt eines Ereignisses oder die tatsächliche Eintrittswahrscheinlichkeit präzise vorhersagen.

Märkte reagieren ohnehin mit Verzögerung auf wirtschaftliche und politische Entwicklungen. Den wahrscheinlichsten oder entscheidenden Zeitpunkt für eine konkrete Handlung können Sie aus diesen Berichten und Kommentaren nicht ableiten – unabhängig davon, welche Charts, Diagramme oder Meinungen dort präsentiert werden. Letztlich handelt es sich um Nachrichten, deren vermeintliche Relevanz bereits nach wenigen Tagen verpufft und in Vergessenheit gerät. Nachrichten machen emotional und führen meist zu impulsiven Handlungen.

Bücher

Die allermeisten Bücher zum Thema Finanzmärkte und Börsenhandel wurden in erster Linie geschrieben, um verkauft zu werden. Genau wie bei modernen Finfluencern, Online-Coaches und selbsternannten Experten steht auch hier primär ein Ziel im Vordergrund: Ihnen ein Produkt zu verkaufen.

Ich kenne kaum ein Buch, das Ihnen – abseits der Mechanismen eines Coaches oder Finfluencers – tatsächlich einen nachhaltigen Vorteil verschaffen würde. Häufig verfolgen die Autoren zusätzlich das Ziel, Ihnen über ihre Website ein kostenpflichtiges Coaching anzubieten oder Sie zum Kauf weiterer Bücher zu animieren, um „tiefer in das Thema einzusteigen“. Sie werden in diesen Werken weder eine neue, verlässlich funktionierende Methode der technischen Analyse finden noch aktuelle Empfehlungen, welche Aktie Sie als Nächstes in Ihr Depot aufnehmen sollten oder wie das Depot zeitgemäß strukturiert sein sollte.

Das soll nicht heißen, dass diese Bücher durchweg falsche Fakten vermitteln oder bewusst täuschen – sie helfen Ihnen jedoch in der Praxis kaum weiter. Und selbst wenn ausnahmsweise ein Buch darunter sein sollte, das tatsächlich einen echten Mehrwert bietet, müssten Sie vermutlich erst hundert andere lesen, um genau dieses eine zu finden.

Bankberater, unabhängige Finanzberater und Honorarberater

Kommen wir nun zu der Gruppe von „Profis“, vor der Sie sich mit Abstand am meisten in Acht nehmen sollten: Bankberater.

Bankberater beraten im eigentlichen Sinne nicht – sie verkaufen. Ihre Ausbildung ist primär darauf ausgerichtet, Kunden hauseigene Produkte oder solche von Kooperationspartnern anzubieten. Sie erhalten überwiegend Wissen, das die Vorteile dieser Produkte hervorhebt; die erheblichen Nachteile bleiben den meisten Beratern selbst unbekannt oder werden bewusst ausgeblendet.

Die jährlichen Verwaltungskosten hauseigener Fonds liegen in der Regel 50 bis 400 % über denen vergleichbarer ETFs, die Sie problemlos über einen Online-Broker selbst erwerben können. Beim Kauf über den Bankberater fallen häufig zusätzliche Ausgabeaufschläge an oder Sie zahlen indirekt über die deutlich höheren Ordergebühren der Hausbank. Wenn Sie sich für eines dieser hauseigenen Produkte entscheiden, erhalten Sie in der Regel eine ungünstige Kombination aus hohen jährlichen Verwaltungsgebühren, überteuerten Orderkosten und einem sehr defensiv gemanagten Fonds.

Diese Produkte werden meist als „aktiv gemanagt“ vermarktet – ein vermeintlicher Vorteil, da der Schutz Ihres Kapitals angeblich im Vordergrund stehe. In der Praxis leidet jedoch fast immer die Rendite darunter. Vergleichen Sie die Performance mit einem einfachen Index-ETF, wird sofort deutlich, wie unrentabel diese Fonds sind. Nicht selten übersteigen die jährlichen Verwaltungskosten die tatsächlich erzielte Rendite, was zu einem realen Vermögensverlust führt.

In Ihrem Depot bleibt dies häufig unbemerkt, da in der Regel nur die Bruttorendite des Fonds ausgewiesen wird, nicht jedoch die separat abgezogenen Kosten. So entstehen Szenarien, in denen Anleger nach zehn Jahren lediglich eine Gesamtrendite von etwa 10 % vorweisen können. Nach größeren Marktkorrekturen erholen sich diese aktiv gemanagten Fonds deutlich langsamer

als vergleichbare Index-ETFs – die Fondsmanager agieren in solchen Phasen noch vorsichtiger und defensiver, selbstverständlich „nur zum Schutz Ihres Kapitals“.

Unabhängige Finanzberater (Makler) erwecken gezielt den Eindruck, neutral und unabhängig zu handeln. Sie bieten in der Regel eine breite Palette von Produkten verschiedener Drittanbieter an. Dennoch fallen auch hier meist höhere Gebühren an, und der Berater erhält für jede Vermittlung eine Provision – die letztlich Sie als Kunde tragen.

Selbstverständlich werden Ihnen Produkte angeboten, die günstiger erscheinen, als die hauseigenen Fonds Ihrer Bank. Die überdurchschnittlichen Verwaltungskosten, sowie die Vermittlungsprovision zahlen Sie jedoch weiterhin. Das Risiko einer zu defensiven Fondsverwaltung bleibt bestehen und den vergleichbaren ETF hätten Sie selbst über einen Online-Broker zu deutlich niedrigeren Orderkosten erwerben können.

Die einzige Person, die einen klaren Vorteil aus Ihrer Kapitalanlage zieht, ist in der Regel der „unabhängige“ Berater – nicht Sie selbst. Im Kern unterscheidet sich dieses Modell kaum vom klassischen Bankberater, abgesehen davon, dass Sie mit etwas Glück marginal niedrigere Gebühren zahlen und eine etwas größere Produktauswahl erhalten.

Honorarberater erwecken häufig den Eindruck, die fairste und produktneutrale Beratungsform zu bieten: Sie wollen Ihnen kein bestimmtes Produkt verkaufen, sondern ausschließlich für ihre Zeit und Expertise bezahlt werden. Doch auch hier trägt der Schein.

Tatsächlich haben Sie bereits etwas gekauft, bevor Sie die Qualität der Beratung überhaupt beurteilen konnten – nämlich die Beratungsleistung selbst. Der Honorarberater erbringt im Kern die gleiche Arbeit wie ein unabhängiger Finanzberater oder Makler: Er analysiert Ihre Situation, erstellt einen Anlagevorschlag und empfiehlt konkrete Produkte. Der einzige Unterschied besteht darin, dass Sie das empfohlene Produkt anschließend nicht direkt bei ihm abschließen, sondern selbstständig (z. B. über einen Online-Broker) oder – falls Sie sich überfordert fühlen – doch wieder bei Ihrer Hausbank oder einem Makler umsetzen.

Das Risiko bleibt somit bestehen, dass Sie für eine Beratung bezahlen, deren Empfehlungen Sie letztlich gar nicht oder nur eingeschränkt umsetzen können – und im schlimmsten Fall trotzdem auf teure Produkte mit versteckten Kosten hereinfliegen.

In der Regel wird die Honorarberatung prozentual vom anlagefähigen Vermögen berechnet. Bei einem Vermögen von beispielsweise 100.000 € und einem Honorarsatz von 0,5 % zahlen Sie bereits 500 € für eine Beratung, die Sie bei einem unabhängigen Finanzberater oder Makler kostenfrei erhalten hätten.

Der entscheidende Unterschied: Beim provisionsbasierten Berater hätten Sie nach dem Gespräch noch die freie Wahl gehabt, ob Sie die Empfehlung umsetzen und damit indirekt die Provision des Beraters finanzieren möchten – oder ob Sie die vorgeschlagenen Produkte selbstständig und provisionsfrei erwerben. Beim Honorarberater hingegen ist diese Entscheidungsfreiheit bereits vorab entfallen: Sie haben die Kosten unabhängig vom späteren Erfolg oder der tatsächlichen Umsetzung der Empfehlungen bereits gezahlt.

Unabhängig davon, bei welcher Art von Berater Sie sich haben beraten lassen, bleiben Sie letztlich mit Ihrer Anlage allein.

Beim Honorarberater ist dies offensichtlich: Sobald Sie neue Fragen haben oder eine Anpassung Ihrer Strategie wünschen, fällt erneut eine Beratungsgebühr an.

Bankberater und unabhängige Finanzberater freuen sich über die bereits erhaltene Provision und verfügen in der Regel weder über die notwendige Expertise noch über das echte Interesse, Sie rechtzeitig darauf hinzuweisen, wann aktiver Kapitalschutz erforderlich wäre. Sie werden nicht informiert, wenn es sinnvoll wäre, zumindest Teile Ihrer Fonds oder ETFs zu verkaufen, oder es an der Zeit ist, monatliche Sparraten vorübergehend auszusetzen, um Liquidität für günstigere Einstiegszeitpunkte vorzuhalten – und bei Einzelaktien, schon gar nicht, da diese von den meisten Beratern ohnehin kaum oder gar nicht empfohlen werden.

Kommt es jedoch zu einem Marktrückgang und Ihre Anlage erleidet Verluste, lautet der einhellige Rat: „Aussitzen und Geduld haben, die Kurse erholen sich schon wieder.“ Gleichzeitig werden Sie aufgefordert, Ihre monatlichen Sparraten unvermindert weiterzuzahlen – ungeachtet der Tatsache, dass Sie damit in fallenden Märkten systematisch weitere Verluste erleiden.

Das System der ETF-Sparpläne funktioniert – vor allem aus psychologischen Gründen – in der Regel nur kurz- bis mittelfristig zuverlässig. Darauf wird in einem folgenden Kapitel ausführlich eingegangen.

Selbst wenn Sie das Glück haben, auf einen Berater zu treffen, der sich privat fundiertes Finanzwissen angeeignet hat, weiß er in den meisten Fällen genau, dass er Ihnen kein optimales Produkt oder den nötigen Service anbieten kann. Aber warum sollte er Ihnen dieses Whitepaper vorlegen und auf seine Provision verzichten?

Später werde ich Ihnen eine einfache, aber effektive Methode vorstellen, mit der Sie Ihr an der Börse investiertes Kapital eigenständig schützen und verwalten können.

Crashpropheten

Ein weiterer Typ von Finanzberatern ist der sogenannte Crashprophet. Diese Personen warnen fortlaufend vor der nächsten Finanzkrise, dem bevorstehenden Börsencrash und dem drohenden Zusammenbruch ganzer Währungen oder Währungssysteme. Dies ist ein in Medien und der Finanzbranche weit verbreiteter Mechanismus zur Generierung von Aufmerksamkeit: die bewusste Erzeugung von Angst.

Im Kern verfolgen diese Crashpropheten dasselbe Ziel wie alle zuvor beschriebenen „Profis“: Sie möchten Ihnen etwas verkaufen. Das Angebot umfasst in der Regel Coachings zum Vermögensschutz im bevorstehenden Crash, spezielle Börsenbriefe mit Krisenstrategien oder Kurse zum sicheren Transfer von Kapital ins Ausland. Dabei wird konsequent das Narrativ gepflegt, dass Gold der einzig verlässliche Schutz in Krisenzeiten sei.

Nicht selten betreiben diese Akteure selbst Online-Shops für Edelmetalle oder vermitteln Ihnen über Rabattcodes und Affiliate-Links Produkte von Kooperationspartnern. Die ständige Krisenrhetorik dient dabei primär als wirksames Marketinginstrument, um genau diese kostenpflichtigen Produkte und Dienstleistungen abzusetzen.

Warum Sie nicht zu jedem beliebigen Zeitpunkt mit Gold handeln oder Ihren Bestand kontinuierlich aufstocken sollten, werde ich Ihnen in einem späteren Kapitel ausführlich erläutern.

Ein weiteres Narrativ ist die Behauptung, Investoren würden in solchen Börsencrashes oder Bärenmärkten viel Kapital verlieren. Schauen Sie sich doch einmal die Dotcom-Blase an: das war kein plötzlicher Crash im klassischen Sinne. Der Markt gewährte Anlegern ausreichend Zeit für einen geordneten Ausstieg. Betrachtet man die monatlichen Kursverläufe des Nasdaq von Anfang 2000 bis Ende 2002, wird deutlich, dass der Rückgang über mehr als zweieinhalb Jahre hinweg stattfand – mehr als genug Zeit für aufmerksame Investoren, ihre Positionen schrittweise abzubauen. Dies ist in fast allen Bärenmärkten zu beobachten. Kurze Marktcashes oder Korrekturen erleben im Anschluss immer eine Rallye. Der Preis selbst liefert stets die klarsten Signale.

Immobilien

Eines der am weitesten verbreiteten Narrative im Zusammenhang mit Investitionen und Vermögensaufbau lautet, dass selbstgenutzte Immobilien (Eigenheim) eine sichere Möglichkeit darstellten, vermögend zu werden oder zumindest eine hervorragende Anlageform seien um für das Alter vorzusorgen.

Nassim Taleb* hat ein bekanntes Zitat von Eleanor Roosevelt vervollständigt:

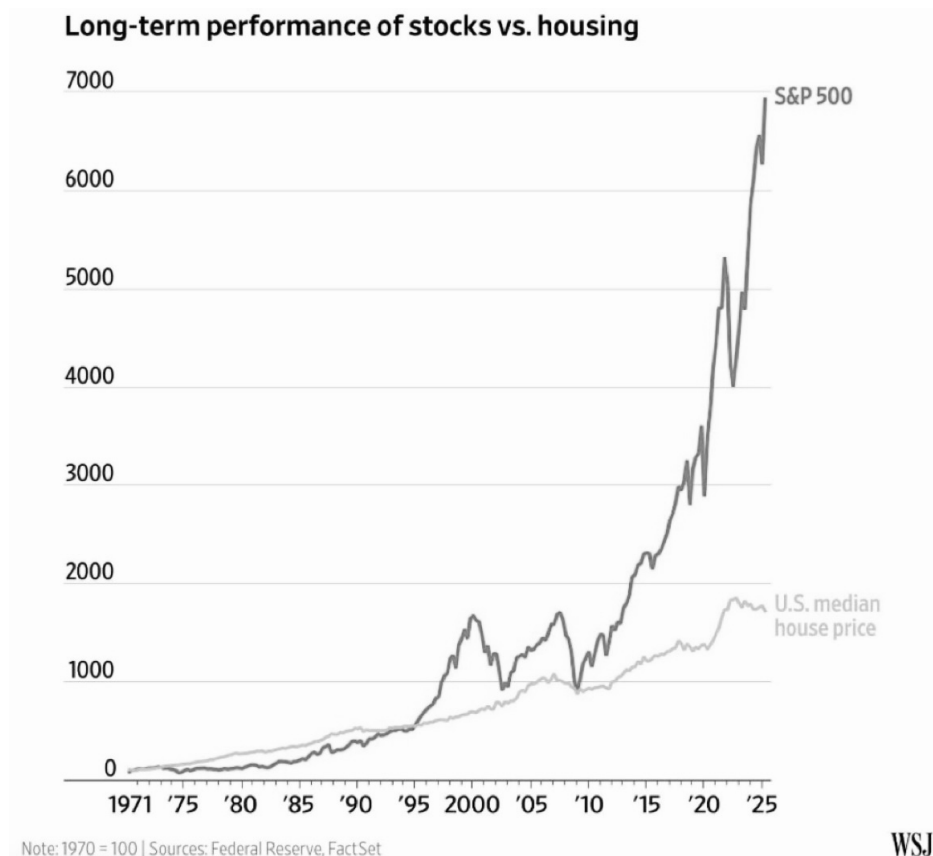
Große Geister diskutieren Ideen; durchschnittliche Geister diskutieren Ereignisse; kleine Geister diskutieren über Menschen; und Dummköpfe diskutieren über Immobilien in ihrer Gegend.

Ich möchte das Thema Immobilienmarkt an dieser Stelle nicht ausführlich vertiefen, da der Fokus dieses Whitepapers klar auf dem Investieren an der Börse liegt. Um Ihnen jedoch ein umfassenderes Verständnis der Finanzmärkte insgesamt zu vermitteln, erscheint es mir dennoch sinnvoll, einige grundlegende Informationen zu diesem Bereich nicht vorzuenthalten.

Immobilien können durchaus eine Möglichkeit sein, Vermögen zu generieren – allerdings nur, wenn Sie diese vermieten und nicht selbst nutzen. Selbst in diesem Fall ist jedoch größte Vorsicht geboten, sofern Ihnen nicht fundierte Kenntnisse des Immobilienmarktes sowie der rechtlichen und steuerlichen Rahmenbedingungen vorliegen.

Solche Investitionen können langfristig problemlos negative reale Renditen erzielen oder mit einem erheblichen Verwaltungs- und Instandhaltungsaufwand verbunden sein, der die erzielbaren Erträge oft erheblich schmälert.

Im Allgemeinen wird die vermeintlich hohe Wertsteigerung von Immobilien von Immobilienmaklern, Finanzierungsberatern und Banken als zentrales Argument für den Erwerb einer Immobilie genutzt. Ein objektiver Vergleich der langfristigen Wertentwicklung mit dem Aktienmarkt zeigt jedoch eindeutig: Weder eine selbstgenutzte noch eine vermietete Immobilie stellt – unter Berücksichtigung aller Kosten, Steuern, Instandhaltung und Opportunitätskosten – eine wirklich überlegene Anlageklasse dar.



Der aussagekräftige Chart des Wall Street Journal, der die Wertentwicklung US-amerikanischer Immobilien von 1970 bis 2025 mit dem S&P 500 vergleicht, macht die Verhältnisse deutlich: Seit etwa 1995 liegen Immobilien – selbst ohne Berücksichtigung von Finanzierungskosten, Steuern, Instandhaltung und Transaktionskosten – in der langfristigen Performance klar hinter dem breiten Aktienmarkt zurück.

Die nominale Preisentwicklung von Immobilien seit 1970 beträgt:

USA: durchschnittlich +1.700 %

Europa: im Schnitt +700 %

Deutschland: lediglich +250 %

China: seit Einführung eines freien Marktes 1998 im Durchschnitt +1.000 %

Diese Zahlen sind rein nominal und berücksichtigen weder Inflation noch die laufenden Kosten (Finanzierung, Steuern, Instandhaltung, Verwaltung), die die reale Nettorendite erheblich reduzieren.

Der S&P 500 (inklusive Dividenden, hat sich seit Jahresbeginn 1970 bis Ende November 2025 um etwa 32.222 % nominal gesteigert (bei Reinvestition aller Dividenden).

*Nassim Nicholas Taleb ist ein weltbekannter Essayist, Autor, Mathematiker, ehemaliger Optionshändler, Risikoforscher und einer der einflussreichsten Denker der letzten 20 Jahre, wenn es um Unsicherheit, Zufall und Robustheit geht. Taleb ist der Typ, der 2008 die Finanzkrise vorhergesagt hat (er sagte: „Eure Modelle sind Müll“) und viel Geld mit Wetten gegen das System verdient hat.

„Manche Leute haben keine Ahnung, was sie tun, und viele von ihnen sind richtig gut darin.“

(George Carlin)

Hedgefonds würde ich in gewissem Maße aus dieser Kritik herausnehmen, da sie strengen regulatorischen Vorgaben unterliegen und dadurch in gewisser Weise eingeschränkt agieren. Zudem arbeiten diese in großen Teams. Dadurch sollten die psychologischen Phänome, die ich im Folgenden aufzeigen möchte, hier eigentlich weniger zutreffen. Dennoch zeigt sich auch hier regelmäßig, dass selbst hochbezahlte Teams aus Analysten und Ökonomen mit ihren Markteinschätzungen und Prognosen deutlich danebenliegen können – und das, obwohl nicht ein einzelner Experte, sondern ein ganzes Research-Team den Ausblick erstellt und danach handelt.

Bei einzelnen Analysten, Trading-Coaches und Finfluencern drängt sich dagegen oft die Frage auf, ob sie das von ihnen beworbene System tatsächlich selbst konsequent handeln oder ob sie nicht vielmehr genau wissen, dass ihr eigentliches Geschäftsmodell auf Marketing und Verkauf beruht – nicht auf überlegener Marktexpertise. Es ist durchaus vorstellbar, dass viele dieser „Experten“ ihre eigenen Depots deutlich einfacher und weniger komplex führen, als sie es ihren Kunden oder Followern gegenüber darstellen. Schließlich ist es für ihr Geschäftsmodell essenziell, dass Sie weiterhin überzeugt bleiben, noch viel lernen zu müssen – und daher das nächste Abonnement abschließen, den nächsten Kurs buchen oder ein anderes kostenpflichtige Produkt erwerben.

Bei Beratern jeglicher Art – sei es Bankberater, unabhängige Makler oder Honorarberater – ist in der Regel nicht transparent nachvollziehbar, welche qualitative Ausbildung sie tatsächlich durchlaufen haben und ob sie sich kontinuierlich und eigenständig in die richtige Richtung weiterbilden. Stattdessen folgen viele häufig lediglich den standardisierten Narrativen ihrer primär verkaufsorientierten Ausbildung. Gerade diese Gruppe von „Experten“ ist oft besonders fest davon

überzeugt, über überdurchschnittliche Kompetenz im Finanzmarkt zu verfügen – nicht zuletzt, weil sie die Inhalte und Methoden ihrer eigenen Ausbildung für objektiv und überlegen halten.

Häufig lässt sich beobachten, dass diese Berater und Experten einer einzigen Analysemethode oder einem bestimmten Narrativ mit Überzeugung folgen – in dem festen Glauben, damit die beste oder sicherste Methode gefunden zu haben, um überdurchschnittliche Renditen zu erzielen oder das Kapital optimal zu schützen.

Diese Überzeugung entsteht in der Regel dadurch, dass die gewählte Methode in bestimmten Marktphasen zufällig oder zeitweise gut funktioniert hat oder ein bestimmtes Narrativ die Methode bestätigt. Daraufhin wird keine weitere kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Vorgehensweise oder die Suche nach möglicherweise überlegenen Alternativen für notwendig erachtet. Man ist vielmehr der festen Ansicht, das vollständige oder nötige Wissen bereits erlangt zu haben.

Im Folgenden stelle ich Ihnen vier zentrale psychologische Phänomene vor, die verdeutlichen, warum die vermeintliche Kompetenz von Börsenprofis auch aus psychologischer Sicht mit gutem Grund infrage gestellt werden kann und sollte.

Dunning-Kruger-Effekt

Der Dunning-Kruger-Effekt ist ein bekanntes psychologisches Phänomen, bei dem Menschen mit geringer Kompetenz in einem bestimmten Bereich ihre eigenen Fähigkeiten massiv überschätzen, während hochkompetente Menschen ihre Fähigkeiten eher unterschätzen.

Das Original-Experiment (1999)

Die Psychologen Justin Krugman und David Dunning (Cornell University) ließen Studierende Tests in Logik, Grammatik und Humor machen. Ergebnis:

Die schlechtesten 25 % (unteres Quartil) schätzten sich im Schnitt auf Platz 62 von 100 ein (also deutlich überdurchschnittlich).

Die besten 25 % schätzten sich im Schnitt nur leicht über dem Durchschnitt ein – obwohl sie objektiv top waren.

Berühmter Satz der Forscher:

„Die Inkompetenten sind oft extrem selbstsicher, während die wirklich Kompetenten an sich zweifeln.“

Warum passiert das?

1. Metakognitive Blindheit: Wer wenig weiß, kann die eigenen Fehler und Wissenslücken gar nicht erkennen – denn dazu bräuchte man ja genau das Wissen, das einem fehlt.

2. Hochkompetente Menschen kennen die Grenzen und die Komplexität ihres Gebiets und gehen deshalb vorsichtiger mit Selbsteinschätzungen um.

Kurz gesagt: Je weniger du weißt, desto weniger weißt du, dass du wenig weißt.

Bestätigungsfehler

Bestätigungsfehler bedeutet, Muster in Daten zu suchen und zu erstellen, wo keine Muster tatsächlich vorkommen, sowie Daten zu verwerfen, die die eigenen Vorurteile nicht bestätigen. Die Wikipedia-Definition von Bestätigungsfehler lautet:

„...die Tendenz, Informationen so zu suchen, zu interpretieren, zu bevorzugen und abzurufen, dass sie die eigenen vorgefassten Meinungen oder Hypothesen bestätigen.“

Wenn Sie sich beispielsweise für Waffenkontrolle einsetzen, suchen Sie möglicherweise nach Diagrammen und Zahlen, die belegen, dass eine Zunahme von Waffen zu einer Zunahme von Schießereien führt. Sie verwerfen jedoch möglicherweise Daten, die Städte mit einer hohen Anzahl von Waffen und einer geringen Anzahl von Schießereien zeigen. Einfach ausgedrückt: Sie suchen nur nach Daten, die Ihre Überzeugungen bestätigen, und unternehmen große Anstrengungen, um diese Daten zu finden

Der Bestätigungsfehler spielt eine bedeutende Rolle in der technischen und zyklischen Analyse. Sie verstehen, wie verschiedene Muster aussehen, und unternehmen extreme Anstrengungen, um herauszufinden, was diesem Muster auf einem Chart oder Diagramm am nächsten kommen könnte. Diese Muster entsprechen möglicherweise nicht einmal den Lehrbüchern, die als relevant bezeichnet werden, aber aufgrund des Bestätigungsfehlers interpretieren Sie sie als zutreffend, insbesondere wenn sich die Aktie in die entsprechende Richtung bewegt.

Schnelles Denken, langsames Denken (Original: Thinking, Fast and Slow) von Daniel Kahneman (2011)

Daniel Kahneman, Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften 2002 und einer der Begründer der Verhaltensökonomik, fasst in diesem Buch das Lebenswerk seiner Forschung mit Amos Tversky und anderen zusammen. Das zentrale Modell ist die Unterscheidung zwischen zwei Denksystemen:

System 1: schnell, automatisch, intuitiv, emotionsgesteuert, mühelos und meist unbewusst. Es liefert blitzschnelle Urteile und ist anfällig für systematische Fehler (Bias).

System 2: langsam, bewusst, anstrengend, logisch, rechnerisch und selbstkontrolliert. Es wird nur aktiviert, wenn System 1 nicht weiterkommt oder wenn wir uns zwingen, genau nachzudenken.

Das Buch zeigt, dass wir die meiste Zeit von System 1 gesteuert werden und System 2 oft faul bleibt – selbst wenn wir glauben, rational zu handeln.

Die wichtigsten Themen und Erkenntnisse:

1. Kognitive Verzerrungen und Heuristiken - Menschen benutzen einfache Daumenregeln (Heuristiken), die meist nützlich, aber oft falsch sind.

Beispiele:

Wir überschätzen die Wahrscheinlichkeit von Ereignissen, die uns leicht einfallen.

Beliebige Zahlen beeinflussen spätere Schätzungen massiv.

Wir beurteilen Wahrscheinlichkeiten nach Ähnlichkeit mit einem Stereotyp statt nach Basisraten.

2. Urteilen unter Unsicherheit

Wir ignorieren oft die Basisrate und vertrauen zu sehr auf auffällige, aber unzuverlässige Informationen.

3. Prospect Theory (Prospekttheorie)

Kahnemans und Tverskys wichtigste Entdeckung (dafür gab es den Nobelpreis).

Menschen bewerten Gewinne und Verluste nicht absolut, sondern relativ zu einem Referenzpunkt.

Verlustaversion: Verluste schmerzen etwa doppelt so stark wie gleich hohe Gewinne erfreuen.

Risikoverhalten ist asymmetrisch: Bei Gewinnen sind wir risikoscheu, bei Verlusten risikofreudig.

4. Overconfidence und Illusion der Gültigkeit

Wir überschätzen massiv, wie gut wir die Zukunft vorhersagen können.

Selbst Experten (z. B. Börsenanalysten, Politologen, Ärzte) liegen in komplexen Vorhersagen kaum besser als der Zufall.

Die „Illusion der Gültigkeit“: Je kohärenter eine Geschichte ist, desto eher glauben wir ihr – unabhängig von der tatsächlichen Vorhersagekraft (WYSIATI = What You See Is All There Is).

Fazit des Buches

Wir sind keine rationalen „Econs“, sondern fehleranfällige Menschen. Unsere Intuitionen sind oft nützlich, aber in vielen wichtigen Situationen (Finanzen, Medizin, Politik, Personalauswahl) führen sie systematisch in die Irre. Kahneman plädiert nicht dafür, System 1 abzuschaffen, sondern dafür, seine Grenzen zu kennen und System 2 gezielt einzusetzen. Dieses Buch ist eine Bestandsaufnahme der menschlichen Urteilsschwächen.

Noise: A Flaw in Human Judgment von Daniel Kahneman, Olivier Sibony und Cass Sunstein (2021)

Das Buch ergänzt Kahnemans „Schnelles Denken, langsames Denken“ und zeigt, dass menschliche Urteile nicht nur durch systematische Verzerrungen (Bias) fehlerhaft sind, sondern oft noch stärker durch Noise – also zufällige, unerwünschte Streuung in Urteilen, die eigentlich gleich ausfallen sollten.

Kernidee:

Wenn dieselbe Sache von verschiedenen Personen (oder sogar derselben Person zu verschiedenen Zeiten) völlig unterschiedlich beurteilt wird, obwohl alle dieselben Informationen haben, dann ist das Noise.

Noise ist der „vergessene“ Fehler neben Bias – und in vielen Bereichen ist er deutlich größer und teurer.

Die wichtigsten Arten von Noise:

1. Level-Noise (Niveau-Noise)

Manche Richter, Ärzte oder Personaler sind generell strenger oder milder als andere.

2. Pattern-Noise (Muster-Noise)

Die größte und überraschendste Quelle: Selbst bei identischen Fällen reagieren dieselben Personen unterschiedlich, je nach unwichtigen Details (z. B. ob sie hungrig sind, ob das Wetter gut ist, ob gerade ein Lieblingsfußballteam gewonnen hat).

3. Occasion-Noise (Gelegenheits-Noise)

Dieselbe Person, derselbe Fall – aber heute 10 Jahre Gefängnis, nächste Woche 3 Jahre. Einfach weil Stimmung, Müdigkeit oder Reihenfolge der Fälle anders sind.

Verblüffende Beispiele aus dem Buch:

Strafrichter in den USA: Für identische Fälle lagen die Urteile zwischen wenigen Monaten und mehreren Jahren Haft – oft abhängig davon, ob gerade Mittagspause war oder das Football-Team der Stadt gewonnen hatte.

Medizinische Diagnosen: Radiologen stimmen bei denselben Röntgenbildern nur zu 70–80 % mit sich selbst überein, wenn man ihnen das Bild Monate später nochmal vorlegt.

Versicherungen: Unterzeichner bewerten denselben Schadensfall mit Unterschieden von teilweise über 50 % der Prämie.

Personalentscheidungen und Prognosen: Fast überall dominiert Noise den Fehleranteil stärker als Bias.

Warum Noise so gefährlich und teuer ist:

Bias führt zu systematisch falschen Entscheidungen in eine Richtung, diese kann man erkennen und korrigieren.

Noise führt zu chaotischen, willkürlichen Ergebnissen, wirkt wie „gerecht“, ist es aber nicht, weil gleiche Fälle ungleich behandelt werden.

In vielen Organisationen kostet Noise Milliarden (falsche Einstellungen, ungerechte Strafen, fehlerhafte Kreditentscheidungen usw).

Die zentrale Erkenntnis:

Wo man hinschaut, ist die Varianz der Urteile viel größer, als wir intuitiv glauben. Wir überschätzen massiv, wie objektiv und konsistent wir und andere urteilen. Bias ist der Fehler, den alle sehen wollen. Noise ist der viel größere, aber unsichtbare Fehler.

KAPITEL 2

PSYCHOLOGISCHE FAKTOREN BEIM HANDEL AN DER BÖRSE

Beachten Sie bitte, dass der Dunning-Kruger-Effekt auf jeden zutreffen kann und dass niemand – weder Sie, die vermeintlichen Experten oder ich selbst – vollständig frei von kognitiven Verzerrungen (Bias), Bestätigungsfehlern und zufälligen Urteilsfehlern (Noise) ist. 70–90% leiden am Dunning-Kruger-Effekt.

In diesem Kapitel werden weitere psychologische Aspekte erläutert, die beim Handel mit Wertpapieren eine entscheidende und häufig unterschätzte oder gänzlich unbemerkte Rolle spielen. In den meisten Büchern, Kursen und Coachings wird die Psychologie entweder nur am Rande behandelt oder erst gegen Ende erwähnt. Ich halte dies für einen gravierenden Fehler, denn das größte Risiko beim Investieren liegt letztlich in Ihnen selbst – in Ihrem Ego und Ihren Emotionen.

Finfluencer und Nachrichtenmedien verstärken Emotionen häufig: Sie erzeugen Angst, etwas zu verpassen (FOMO), oder wecken Gier, weil die dargestellten Gewinne und Kurse den Wunsch auslösen, selbst ähnlich hohe Erträge zu erzielen. FOMO im Börsenhandel ist die Angst, den großen Anstieg zu verpassen. Man sieht explodierende Kurse und Gewinn-Posts und kauft panisch zum Höchststand, oft im Glauben gut informiert zu sein. Dieses Verhalten entspricht in seiner psychologischen Struktur dem Glücksspiel: Es wird primär von Emotionen – insbesondere von Hoffnung und Gier nach dem großen Gewinn gesteuert, statt von rationaler Wahrscheinlichkeitsrechnung und diszipliniertem Risikomanagement.

Die Mehrheit der Marktteilnehmer ist sich nicht bewusst, ob sie tatsächlich investiert, spekuliert oder lediglich Glücksspiel betreibt. Für den ungeübten Beobachter wirken diese drei Tätigkeiten auf den ersten Blick sehr ähnlich, da sie alle mit dem Einsatz von Kapital und der Hoffnung auf Gewinn verbunden sind. Der entscheidende Unterschied liegt darin, dass beim Glücksspiel neues Risiko aktiv erzeugt wird, während Investieren und Spekulieren darauf abzielen, bereits bestehendes, marktinhärentes Risiko bewusst zu übernehmen, zu bewerten und systematisch zu managen.

Ein **Investment** in Aktien liegt vor, wenn Kapital mit der klaren Erwartung einer sicheren, langfristigen Vermögensanlage und einer angemessenen Rendite eingesetzt wird. Der Anleger erwirbt Anteile an gesunden, profitablen Unternehmen mit nachhaltigem Geschäftsmodell, um über Jahrzehnte von deren Wachstum, Ertragskraft und Ausschüttungen zu profitieren. Entscheidend ist, dass Kauf- und Halteentscheidungen ausschließlich von der fundamentalen Qualität und Entwicklung der Unternehmen bestimmt werden. Im Gegensatz zu kurzfristig orientierten Strategien ist ein echtes Aktien-Investment daher stets auf einen mehrjährigen bis unbegrenzten Anlagehorizont ausgerichtet – eine klassische Buy-and-Hold-Strategie.

Spekulation in ihrer reinsten Form ist der Kauf eines Wertpapiers oder Vermögenswerts ausschließlich mit dem Ziel des späteren Wiederverkaufs zu einem höheren Preis – nicht jedoch zur Erzielung laufender Erträge. Der Spekulant setzt Kapital ein, um ausschließlich einen Kapitalgewinn (Kurs- oder Preissteigerung) zu realisieren; dieser stellt für ihn die einzige Renditequelle dar. Regelmäßige Erträge wie Dividenden oder Zinsen spielen keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Der Begriff „Spekulation“ leitet sich vom lateinischen „speculari“ (beobachten, erspähen, vorausschauend prüfen) ab und betont die zentrale Rolle der antizipativen Analyse: Der Spekulant versucht, künftige Marktbewegungen, Stimmungen oder Ereignisse intellektuell früher und präziser zu erkennen als der Durchschnitt der Marktteilnehmer, um daraus einen zeitlichen Vorteil zu ziehen.

Spekulation ist in ihrem Kern vorausschauendes, planvolles Denken. Sie erfordert, dass man vor jeder Transaktion systematisch überlegt, analysiert und entscheidet – also zuerst denkt und dann handelt. Ein erfolgreicher Spekulant entwickelt im Vorhinein eine Vielzahl möglicher

Zukunftsszenarien, bewertet deren Wahrscheinlichkeiten und legt für jedes Szenario konkrete Handlungsregeln fest (Kauf-, Verkaufs- oder Haltekriterien). Diese Reihenfolge – erst denken, dann handeln – ist nichts anderes als die exakte Definition eines Plans. Spekulation und Planung sind daher im Kern identisch. Ein solider Plan wiederum ist das einzige Werkzeug, das es ermöglicht, mit der inhärenten Unsicherheit der Märkte rational umzugehen. Er funktioniert sowohl auf sehr langen Zeithorizonten (wie beim klassischen Investor) als auch auf mittleren und kurzen Horizonten (wie beim aktiven Spekulanten oder Trader).

Glücksspiel ist eine spezielle Form der Wette, bei der Geld oder ein anderer Einsatz auf den Ausgang eines Ereignisses mit überwiegend zufälligem Ergebnis gesetzt wird. Der Ausgang kann dabei entweder rein vom Zufall oder von einer Kombination aus Können und Zufall abhängen. Im Fokus steht beim Glücksspiel die „Unterhaltung“, Spannung und Nervenkitzel - nicht der Gewinn selbst. Eine der bekanntesten psychologischen Verzerrungen im Glücksspiel- und Wettkontext ist die sogenannte Favoriten-Longshot-Bias: Marktteilnehmer überschätzen systematisch die Gewinnwahrscheinlichkeit von Außenseitern (Longshots) mit sehr hohen Quoten und unterschätzen gleichzeitig die tatsächliche Eintrittswahrscheinlichkeit von Favoriten mit niedrigen Quoten. Dadurch werden Wetten mit geringer Trefferwahrscheinlichkeit, aber potenziell hohem Gewinn, überbewertet, während Wetten mit hoher Trefferwahrscheinlichkeit und entsprechend niedriger Auszahlung unterbewertet werden. Das klassische Beispiel hierfür findet sich bei Pferdewetten: Außenseiter mit Quoten von 20:1 oder höher erhalten im Verhältnis zu ihrer realen Gewinnwahrscheinlichkeit deutlich zu viel Einsatz, während Favoriten mit Quoten von 2:1 oder darunter verhältnismäßig zu wenig Geld anziehen. Diese Verzerrung führt langfristig dazu, dass Wetten auf Außenseiter die schlechteste mathematische Erwartung aufweisen.

Da man an der Börse weder als reiner Glücksspieler noch ohne Plan überleben kann, bleibt die planvolle, vorausschauende Spekulation die einzige seriöse Methode, mit der ungewissen Zukunft fertigzuwerden.

Führen Sie eine regelmäßige Selbstanalyse Ihrer Gedanken, Emotionen, Glaubenssätze und Entscheidungsprozesse durch. Entwickeln Sie die Disziplin, externe Einflüsse – insbesondere solche, die starke emotionale Reaktionen hervorrufen – bewusst zu minimieren oder vollständig auszublenden. Treffen Sie eine bewusste und eindeutige Entscheidung, welche Art von Marktteilnehmer Sie sein möchten: Investor oder Spekulant.

Diese Grundsatzentscheidung bestimmt Ihre Strategie, Ihre Risikobereitschaft, Ihre Haltedauer, Ihre Informationsquellen und letztlich Ihren langfristigen Erfolg – und sollte nicht situativ, sondern aus Überzeugung und mit konsequenter Umsetzung getroffen werden.

Der entscheidende Unterschied zwischen einem unabhängigen Individuum und der Masse liegt ausschließlich in der Entscheidungsqualität: Das Individuum wägt rational ab, prüft Fakten, hinterfragt eigene Annahmen und handelt nach einem vorher definierten Plan. Die Masse hingegen lässt sich von kollektiven Gefühlen leiten – von Angst, Gier, Hoffnung und dem unwiderstehlichen Drang, das zu tun, was gerade „alle“ tun. Emotionale Ansteckung und blinde Nachahmung verbreiten sich rasend schnell, durch Social Media heute oft noch schneller als früher.

Zwei Modelle zur psychologischen Masse

Das sogenannte **Täuschungsmodell** (oder Suggestibilitätsmodell) beschreibt exakt den psychologischen Prozess, durch den ein eigentlich unabhängiger Marktteilnehmer vor der Eröffnung einer Position zu einem emotional gesteuerten Teil der Masse wird. Der Ablauf folgt fast immer demselben Muster:

1. Erwartungsvolle Aufmerksamkeit: Der Anleger befindet sich in einem Zustand erhöhter Erregung und Bereitschaft, endlich „Geld zu verdienen“. Er ist empfänglich und sucht aktiv nach dem nächsten „großen Ding“.
2. Suggestion: Ein Tipp, eine Schlagzeile, ein Chartmuster, ein Tweet oder eine scheinbar überzeugende Analyse wird wahrgenommen.
3. Emotionale Übertragung: Begeisterung, Angst oder Gier springen wie ein Funke über. Der Verstand wird ausgeschaltet, die Information erscheint plötzlich als unumstößliche Wahrheit.
4. Kollektive Akzeptanz und Handlung: Der Anleger handelt sofort – meist gemeinsam mit vielen anderen, die denselben Reizen ausgesetzt waren.

Genau dieses Muster erklärt, warum die Mehrheit der Privatanleger langfristig Verluste erzielt. Wer einen Verlust sofort „wiedergutmachen“ will, verstärkt diesen Zustand nur. Die erwartungsvolle Aufmerksamkeit ist noch intensiver, die Bereitschaft zur Selbsttäuschung noch größer. Dieser Mechanismus ist universell und betrifft jeden, der sich nicht aktiv dagegen immunisiert – auch erfahrene Marktteilnehmer.

Das **Illusionsmodell** beschreibt den psychologischen Prozess, durch den ein Marktteilnehmer nach der Eröffnung einer Position zu einem emotional abhängigen Teil der Masse wird und seine ursprüngliche Objektivität vollständig verliert. Der Ablauf verläuft in vier klar erkennbaren Schritten:

1. Bestätigung: Sie äußern eine Meinung oder These zum Markt („Der S&P steigt weiter“, „Gold bricht aus“, „dieses Unternehmen wird übernommen“).
2. Wiederholung: Sie wiederholen diese Meinung gegenüber Freunden, in Foren, im Chat oder im Bekanntenkreis. Mit jeder Wiederholung verfestigt sich die Überzeugung im eigenen Kopf – sie wird zur „Wahrheit“.
3. Prestige: Der Markt entwickelt sich zunächst in Ihre Richtung. Sie erhalten Bewunderung („Der hat es wieder gewusst!“). Das eigene Ego wird gestreichelt, die Kritikfähigkeit erlischt vollständig. Sie fühlen sich überlegen, unfehlbar, geradezu auserwählt. Prestige wirkt wie eine hypnotische Macht: Es blendet jede Gegenargumentation aus und erfüllt Sie mit Ehrfurcht vor Ihrer eigenen „Genialität“.
4. Emotionale Übertragung: Die anfängliche Bestätigung und das Prestige übertragen sich auf die gesamte Wahrnehmung. Sie sind nun emotional gefangen – hypnotisiert von Ihrer eigenen Geschichte. Selbst wenn der Markt dreht, wird jede neue Information nur noch daraufhin interpretiert, dass sie die ursprüngliche These doch noch retten könnte.

Das Illusionsmodell funktioniert ebenso bei Verlustpositionen, sobald das Prestige nicht auf der richtigen Markteinschätzung, sondern auf vermeintlichem Mut oder Konträrdenken beruht. „Ich bin einer der wenigen, die sich trauen, gegen den Trend zu stehen“, „Die Masse liegt falsch“, „Der Markt wird schon noch umschwenken“ – diese Narrative dienen einzig dem Schutz des eigenen Selbstbildes. Man hält an der Position fest, weil ein Verkauf als persönliche Kapitulation und als Verlust des hart erkämpften Prestiges erlebt würde. Die emotionale Übertragung ist hier sogar noch stärker, weil das Ego nun mit aller Kraft gegen die Realität kämpft. Obwohl Verluste psychologisch etwa doppelt so stark schmerzen wie gleich hohe Gewinne erfreuen, neigen Investoren paradoxerweise gerade in Verlustphasen zu erhöhter Risikobereitschaft. Häufig wird der unrealisierte Verlust verleugnet, indem man sich einredet, solange die Position nicht verkauft werde, habe man keinen „echten“ Verlust erlitten.

Ein weiteres klassisches Beispiel für die Personifizierung von Börsenpositionen ist der weit verbreitete Dispositionseffekt: Anleger neigen dazu, gewinnbringende Positionen zu früh zu verkaufen, während sie verlustbringende Positionen übermäßig lange halten. Wie bereits beschrieben, entsteht ein solches Verhalten häufig aus der unbewussten Gleichsetzung von Marktergebnissen mit der eigenen Intelligenz und dem Selbstwertgefühl. Das Realisieren eines Verlustes wird als persönliche Niederlage erlebt. Auf diese Weise wird neutrales Kapital mit dem eigenen Selbstwert verknüpft: Geldverlust fühlt sich an wie ein Verlust an persönlicher Kompetenz oder Wertigkeit. Eine konsequente Trennung von Kapitalergebnissen und Selbstwert ist daher eine der wichtigsten Voraussetzungen für langfristig erfolgreiches und emotional stabiles Handeln an der Börse.

Ich selbst habe all diese beschriebenen Phasen durchlaufen, sie jedoch währenddessen nicht bewusst wahrgenommen. Erst beim späteren Lesen des Buches **Was Gewinner von Verlierern unterscheidet** (Original: What I Learned Losing a Million Dollars, von Jim Paul und Brendan Moynihan, 1994) wurde mir im Rückblick klar, wo ich jeweils gestanden hatte. Da sich dieses Buch ausschließlich und besonders intensiv mit der Psychologie von Börsianern beschäftigt, empfehle ich es jedem angehenden und auch bereits erfolgreichen Händler zu lesen.

Das Wachstumspotenzial eines Händlers hängt direkt damit zusammen, wie viel Wahrheit er über sich selbst ertragen kann, ohne davor wegzulaufen. Ich bin überzeugt, dass genau diese nachträglich gewonnenen psychologischen Erkenntnisse die mit Abstand wichtigsten waren, die ich in meiner gesamten Phase des Lernens gewinnen konnte.

Meiner Überzeugung nach sollte die Auseinandersetzung mit psychologischen Aspekten auch zwingend vor jeder Beschäftigung mit Analysemethoden stehen. Denn erst wenn die wichtigsten psychologischen Fallen bewusst sind, lässt sich deutlich besser erkennen, welche der gängigen Analysemethoden selbst solche Verzerrungen verstärken können. Dies dient zum einen dem bewussten Risikomanagement zum anderen der Vermeidung von Stress und unbewussten Fehlentscheidungen.

KAPITEL 3

ANALYSEMETHODEN

Zur Analyse der Finanzmärkte und zur Einschätzung zukünftiger Kursentwicklungen stehen verschiedene methodische Ansätze zur Verfügung. Diese können sowohl isoliert als auch in Kombination eingesetzt werden.

Grundsätzlich unterscheidet man drei große Analysekatoren:

- Zyklische Analyse
- Fundamentale Analyse
- Technische Analyse

Im Folgenden werden die wichtigsten Ansätze innerhalb dieser Kategorien systematisch vorgestellt und deren tatsächliche Aussagekraft sowie praktische Effektivität beleuchtet.

Zinszyklen

In den verschiedenen Phasen des Konjunkturzyklus treten regelmäßig unterschiedliche makroökonomische Zustände auf: hohe Inflation (deutlich über 2 %), Stagflation, Rezession, Depression sowie - seltener - Deflation.

Zentralbanken begegnen diesen Entwicklungen primär mit geldpolitischen Maßnahmen:

Restriktive Geldpolitik:

Zinserhöhungen verringern die Geldmenge und dämpfen die gesamtwirtschaftliche Nachfrage, um überhitzte Konjunktoren und Inflationsdruck zu kontrollieren.

Expansive Geldpolitik:

Zinssenkungen und andere lockernde Maßnahmen stimulieren Nachfrage, Investitionen und Wirtschaftswachstum, insbesondere in Abschwung- und Rezessionsphasen.

Durch diesen aktiven Einsatz der Leitzinsen und ergänzender Instrumente versuchen die Zentralbanken, den Konjunkturverlauf zu stabilisieren und extreme Ausschläge nach oben oder unten zu begrenzen.

Im Zusammenhang mit den oben genannten makroökonomischen Zuständen werden immer wieder komplexe Narrative verbreitet (z. B. wenn sich die Zinssätze X verhalten, dann sollten sich Aktien Y und Metalle Z verhalten).

Viele Marktbeobachter und Analysten übersehen dabei häufig einen zentralen Zusammenhang:

Zentralbanken senken die Leitzinsen in der Regel nur dann, wenn sich die realwirtschaftliche Entwicklung aufgrund eines zu restriktiven geldpolitischen Kurses bereits deutlich abschwächt oder ernsthaft gefährdet ist.

Eine Zinssenkung dient somit primär der Stabilisierung und Stützung einer unter Druck geratenen Konjunktur - sie ist in den meisten Fällen ein „Reaktionsinstrument“ auf bereits eingetretene oder unmittelbar drohende wirtschaftliche Schwäche und weniger ein proaktives Mittel zur Dauerstimulierung einer gesunden Wirtschaft.

Der weit verbreitete Marktglaube, dass Zinssenkungen per se zu einer positiven Entwicklung der Aktienkurse führen, hält sich bei vielen Marktteilnehmern und Beobachtern hartnäckig.

Historische Daten zeichnen jedoch ein deutlich differenzierteres, und in Teilen gegenteiliges Bild:

Seit den 1970er Jahren gingen Leitzinssenkungen der US-Notenbank nicht zwangsläufig mit einer nachhaltigen Aufwärtsbewegung der Aktienmärkte einher, sondern fielen zeitlich eng mit dem Beginn oder der Vertiefung von Rezessionen zusammen.

Dieser wiederkehrende Zusammenhang wird durch die Analyse des dänischen Ökonomen Hendrik Zeberg illustriert, wie sein unten gezeigter Chart eindeutig nachweist.

Zinssenkungen wirken in diesem Kontext weniger als Wachstumsimpuls, sondern vielmehr als reaktive Notfallmaßnahme einer Zentralbank, die bereits auf eine sich deutlich abschwächende oder in eine Rezession übergehende Konjunktur antwortet. Genau diese konjunkturelle Schwäche ist es, die die Aktienmärkte in der Folge meist belastet - häufig deutlich stärker, als die geldpolitische Lockerung kompensieren kann.

Auch wenn Aktienkurse nach Zinssenkungen kurz- bis mittelfristig zunächst steigen, zeigt die historische Betrachtung häufig einen anderen Verlauf:

Diese anfänglich positive Reaktion ging dem Beginn oder der Vertiefung einer Rezession voraus, mit entsprechend negativen Folgen für die Aktienmärkte im weiteren Verlauf. Daher sind solche Anstiege von Aktienkursen oft trügerisch und können im weiteren Verlauf zu hohen Verlusten führen.



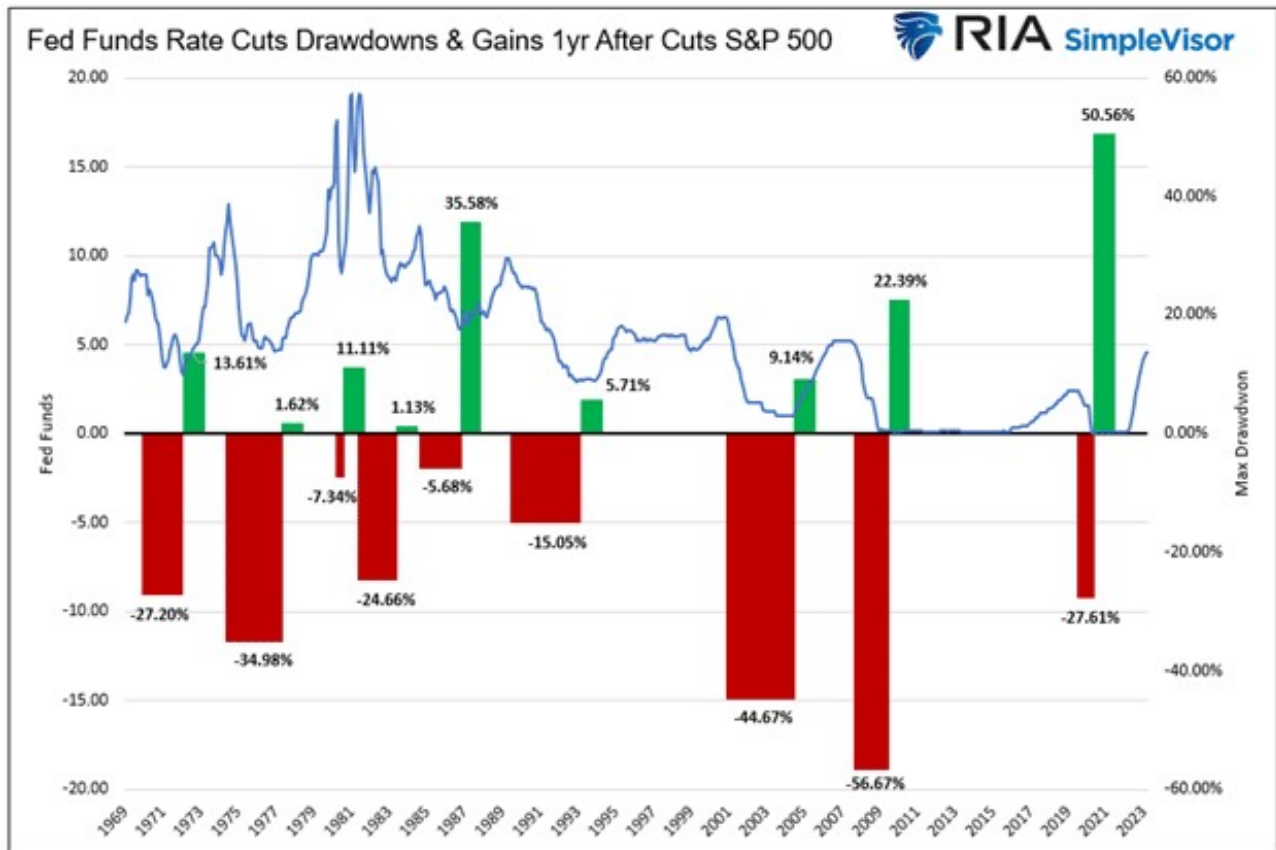
Ein weiterer Beweis ist der nachstehende Chart. Er zeigt die maximalen Verluste während der jeweiligen Zinssenkungsphasen, sowie die Einjahresrenditen nach der letzten Leitzinssenkung. Im Durchschnitt belief sich der maximale Rückgang des S&P 500* gemessen vom Beginn jeder Zinssenkungsperiode bis zum zyklischen Tiefpunkt des Aktienmarktes auf -27,25 %.

Daher sollten Investitionen in Zinssenkungsphasen nicht nach dem gängigen Narrativ „Zinssenkungen treiben die Börsen an“ erfolgen, sondern vielmehr unter der nüchternen Erkenntnis, dass diese Phasen historisch gesehen auch mit erheblichen weiteren Kursrückgängen und dem Eintritt oder der Vertiefung einer Rezession verbunden waren.

Dennoch gilt es zu berücksichtigen:

In jeder Markt- und Konjunkturphase existieren Sektoren, Branchen und einzelne Assets, die sich deutlich überdurchschnittlich entwickeln und auch in schwierigen oder fallenden Gesamtmärkten attraktive bis exzellente Chancen bieten.

Eine konsequent selektive und auf Qualität sowie Chancen ausgerichtete Anlagestrategie bleibt auch in schwierigen Phasen ein bewährter und erfolgversprechender Ansatz - vorausgesetzt, sie basiert auf solider Marktbeobachtung, tiefem Verständnis und klarer Disziplin.



*Der S&P 500 ist ein Aktienindex, der die 500 größten börsennotierten US-Unternehmen umfasst. Er gilt als wichtigster Indikator für die Gesundheit und Entwicklung des amerikanischen Aktienmarktes.

Makroökonomische Zyklen

Makroökonomische Zyklen, auch Konjunkturzyklen oder Wirtschaftszyklen genannt, beschreiben die wiederkehrenden Wellenbewegungen der gesamtwirtschaftlichen Aktivität. Die Wirtschaft wächst und schrumpft in typischen Phasen:

Im Aufschwung steigt die Produktion, es entstehen mehr Arbeitsplätze, die Gewinne der Unternehmen wachsen und die Stimmung ist optimistisch. Im Boom läuft die Wirtschaft heiß, die Arbeitslosigkeit ist sehr niedrig, die Nachfrage hoch und oft entstehen Übertreibungen, sowie steigende Preise.

Danach folgt der Abschwung:

Das Wachstum verlangsamt sich oder wird negativ, Unternehmen bauen Stellen ab und die Unsicherheit nimmt zu. In der Rezession oder sogar Depression schrumpft die Wirtschaft deutlich, die Arbeitslosigkeit steigt stark und die Stimmung wird pessimistisch.

Diese Zyklen haben unterschiedliche Längen. Kurze Kitchin-Zyklen* dauern etwa 3 bis 5 Jahre und hängen vor allem mit Lagerbeständen zusammen. Mittelfristige Juglar-Zyklen* von 7 bis 11 Jahren

werden durch Investitionen in Maschinen und Anlagen angetrieben. Längere Kuznets-Zyklen* von 15 bis 25 Jahren hängen oft mit dem Bauzyklus, Immobilien und Infrastruktur zusammen. Die längsten Kondratieff-Zyklen* erstrecken sich über 45 bis 60 Jahre und werden durch grundlegende technologische Innovationen geprägt.

Die wichtigsten Treiber in der heutigen Zeit sind vor allem Kredit- und Schuldenzyklen, das Massenverhalten zwischen Gier und Angst, die Geld- und Zinspolitik der Zentralbanken, übermäßige Investitionen, die später zu Kapazitätsüberhängen führen, sowie Rohstoff- und Energiepreisschocks.

***Kitchin-Zyklus**

Benannt nach Joseph Kitchin auch als 40-Monats-Zyklus bekannt, einem britischen Statistiker, der Anfang des 20. Jahrhunderts diese kurzen Schwankungen in Großbritannien und den USA entdeckte.

***Juglar-Zyklus**

Benannt nach Clément Juglar, einem französischen Arzt und Ökonomen (19. Jahrhundert). Er war einer der Ersten, der systematisch wiederkehrende 7–11-jährige Konjunkturwellen beschrieb.

***Kuznets-Zyklus**

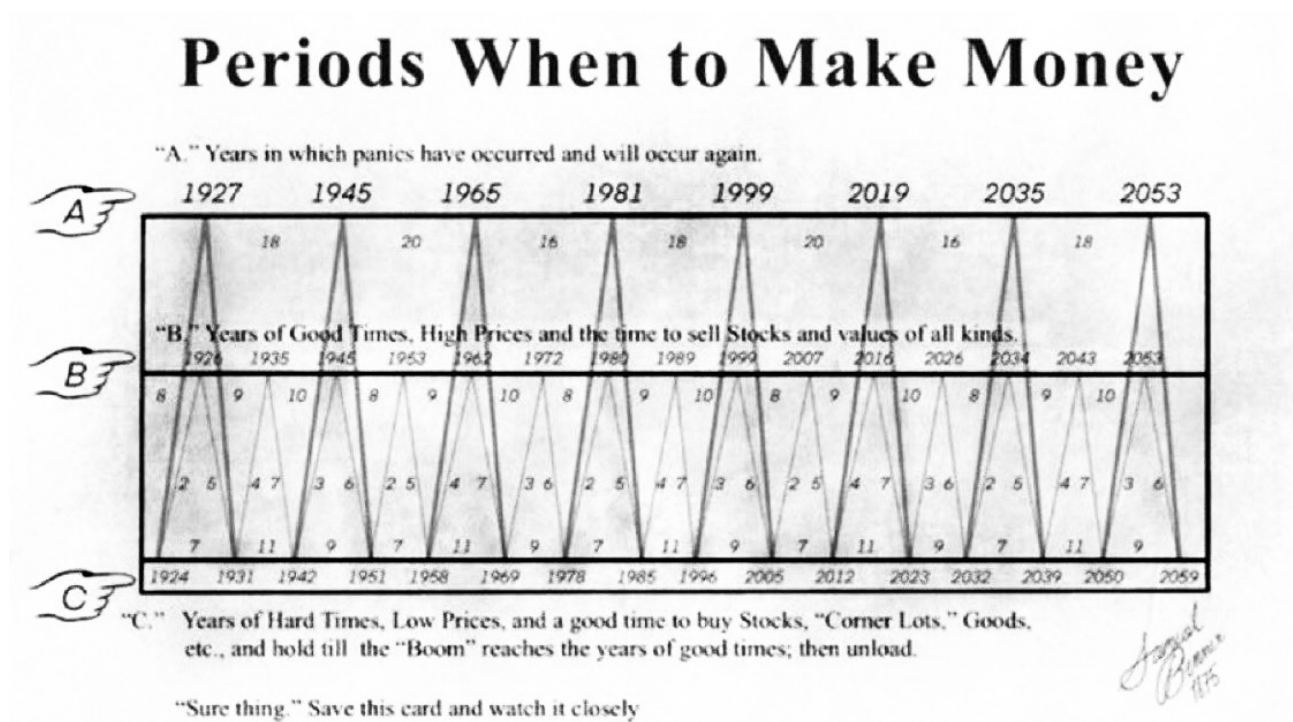
Benannt nach Simon Kuznets, US-amerikanischer Ökonom und Nobelpreisträger.

***Kondratieff-Zyklus**

Benannt nach Nikolai Kondratieff, russischem Ökonomen (1920er Jahre).

Ein weit verbreitetes und bis heute viel beachtetes Diagramm ist die historische Projektion wirtschaftlicher Zyklen, die Samuel T. Benner (Farmer aus Ohio und autodidaktischer Ökonom) bereits 1875 in seinem Werk „Benner’s Prophecies of Future Ups and Downs in Prices“ veröffentlichte.

Diese nach ihm benannte „Benner-Zyklus“-Darstellung gilt als eine der frühesten systematischen Versuche, wiederkehrende Muster in Konjunktur, Rohstoffpreisen und Börsenzyklen langfristig zu prognostizieren.



Benner analysierte Muster in den Preisen von Rohstoffen - insbesondere Roheisen, aber auch Mais, Baumwolle und Schweine - vom späten 18. und frühen 19. Jahrhundert bis etwa 1872. Er identifizierte wiederkehrende Zyklen von wirtschaftlichen Booms, Krisen und Paniken, die er vorhersagte, um zukünftige Marktbedingungen zu prognostizieren. Das Diagramm erstreckt sich bis 2059 und wurde als praktischer Leitfaden für Investoren, Landwirte und Händler entwickelt, um den richtigen Zeitpunkt für Käufe und Verkäufe zu bestimmen. Es ist in drei Hauptabteilungen (A, B und C) gegliedert, wobei Pfeile auf bestimmte Jahre und Zahlen hinweisen, die die Zykluslängen in Jahren zwischen den Ereignissen angeben.

Benners Arbeit basierte auf empirischen Beobachtungen historischer Daten und nicht auf komplexer Mathematik oder Astrologie (im Gegensatz zu späteren Händlern wie W.D. Gann, der sich von ähnlichen Ideen inspirieren ließ). Er glaubte, dass wirtschaftliche Aktivitäten natürlichen, wiederkehrenden Mustern ähnlich den landwirtschaftlichen Jahreszeiten folgen - Aussaat in Tiefphasen, Ernte in Hochphasen. Das Diagramm erlangte im späten 19. Jahrhundert Popularität und wurde in modernen Zeiten wegen seiner angeblichen Vorhersagekraft wieder aufgegriffen, obwohl es kontrovers diskutiert wird.

Abschnitt A: Jahre der Panik

Dieser obere Abschnitt listet „Jahre, in denen Paniken aufgetreten sind und wieder auftreten werden“, und repräsentiert große wirtschaftliche Krisen, Depressionen oder Börsencrashes. Benner identifizierte einen „Hauptzyklus“ von Paniken, der alle 54 Jahre wiederkehrt, aber in Unterzyklen von 16, 18 und 20 Jahren unterteilt ist. Dies sind Zeiten weit verbreiteter finanzieller Not, Bankenpleiten oder scharfer Vermögensverluste - Phasen, in denen man schwere Investitionen vermeiden oder sich auf Abschwünge vorbereiten sollte.

Historische Korrelationen der Benner-Zyklen:

Bereits 1927 deutete der Zyklus auf eine bedeutende Wendung hin, nur zwei Jahre später folgte 1929 der Börsencrash und der Beginn der Großen Depression.

1945 fiel eine Zyklusmarke in die Phase der kriegsbedingten wirtschaftlichen Umstellungen und der damit verbundenen Rezessionsängste nach dem Zweiten Weltkrieg.

1965 lag der Zykluspunkt sehr nahe an der Phase der Kreditknappheit und des Bärenmarktes von 1966–1968.

1981 traf der Zyklus nahezu punktgenau mit der schweren Rezession zusammen, die von extrem hoher Inflation und massiver Arbeitslosigkeit geprägt war.

1999 markierte der Zyklus den Höhepunkt der Dotcom-Blase, nur wenige Monate später platzte diese im Jahr 2000 mit dramatischen Kursverlusten.

2019 lag der Zykluspunkt unmittelbar vor dem globalen Börsencrash zu Beginn der COVID-19-Pandemie im Frühjahr 2020.

Abschnitt B: Jahre der guten Zeiten

Der mittlere Abschnitt hebt „Jahre der guten Zeiten, hoher Preise und der Zeit, Aktien und Werte aller Art zu verkaufen“ hervor. Dies sind Boom-Phasen des Wohlstands, steigender Vermögenspreise und wirtschaftlicher Expansion - ideale Zeiten, um Investitionen vor Abschwüngen zu verkaufen. Benner leitete dies aus einem 27-jährigen Zyklus der Hochpreise von Rohstoffen (insbesondere Roheisen) ab, mit Unterzyklen von 8, 9 und 10 Jahren. Es gibt eine zweite Reihe kleinerer Zahlen (2, 5, 4, 7, 3, 6, wiederholend), die einige Interpretationen als

kleinere Unterphasen oder Anpassungen innerhalb der Zyklen betrachten, möglicherweise aus der Mittelung historischer Daten abgeleitet.

Das zugrunde liegende Zyklusmuster folgt einer wiederkehrenden Abfolge von 8-, 9- und 10-jährigen Abständen zwischen den Hochpunkten. Diese drei Phasen addieren sich zu einem übergeordneten 27-jährigen Großzyklus ($8 + 9 + 10 = 27$ Jahre).

Historische Korrelationen mit wirtschaftlichen und börslichen Hochphasen zeigen sich unter anderem in folgenden Jahren:

1926 fiel genau in den Höhepunkt der „Roaring Twenties“ - jener Phase exzessiven spekulativen Booms, der nur wenig später in den Börsencrash von 1929 und die Große Depression mündete.

1946 markierte den kräftigen Nachkriegsaufschwung und den einsetzenden Wiederaufbau-Boom nach dem Zweiten Weltkrieg.

1972 stellte das letzte Jahr starken, ungebremsten Wachstums dar, bevor die Ölkrise 1973/74 die Weltwirtschaft abrupt ausbremste.

2007 lag exakt am absoluten Zenit der Immobilien- und Kreditblase, nur ein Jahr vor dem dramatischen globalen Finanzcrash 2008.

2016 befand sich mitten im fortgeschrittenen Abschnitt der langjährigen Erholung nach der Finanzkrise, geprägt von neuen, mehrjährigen Börsenhochs.

Für die Zukunft markiert das Jahr 2026 den nächsten prognostizierten Zyklus-Höhepunkt. Dies deutet - vor dem Hintergrund der aktuellen, seit 2025 stark AI- und technologiegetriebenen Marktentwicklung - auf eine mögliche weitere, kräftige Aufwärtsbewegung bzw. einen signifikanten Boom hin.

Abschnitt C: Jahre der schweren Zeiten

Der untere Abschnitt umfasst „Jahre der schweren Zeiten, niedriger Preise und eine gute Zeit, um Aktien, ‚Eckgrundstücke‘, Waren usw. zu kaufen und zu halten, bis der ‚Boom‘ die Jahre der guten Zeiten erreicht; dann verkaufen.“ Dies sind depressionsähnliche Perioden geringer wirtschaftlicher Aktivität, billiger Vermögenswerte und Gelegenheiten für langfristige Käufe. Basierend auf einem 27-jährigen Zyklus für Tiefpreise von Rohstoffen, mit Unterzyklen von 7, 11 und 9 Jahren.

Historische Tiefpunkte der Benner-Zyklen korrespondieren häufig mit markanten konjunkturellen und börslichen Schwächephasen:

1931 lag genau am dramatischen Tiefpunkt der Großen Depression, dem absoluten Nadir der Weltwirtschaftskrise.

1942 fiel mitten in die schwerste wirtschaftliche Belastungsphase des Zweiten Weltkriegs mit Rationierung, Ressourcenknappheit und kriegsbedingter Produktionsumstellung.

1978 traf der Zykluspunkt in die Hochphase der Stagflation, geprägt von anhaltend hoher Inflation, schwachem Wachstum und den Nachwirkungen der zweiten Ölkrise.

2005 befand sich der Zyklus unmittelbar vor der sich zuspitzenden Immobilienblase, deren erste strukturelle Probleme und Kreditrisiken sich bereits abzuzeichnen begannen, nur drei Jahre vor dem globalen Finanzcrash.

2012 befanden wir uns mitten in der europäischen Schuldenkrise, begleitet von langsamer, unsicherer Erholung, hoher Arbeitslosigkeit in Südeuropa und anhaltender Unsicherheit an den Finanzmärkten.

Und 2023 fiel genau in die Nachwehen des Bärenmarktes 2022, geprägt von extrem hoher Inflation, aggressiven Zinserhöhungen der Zentralbanken sowie weit verbreiteten Rezessionsängsten.

Genauigkeit und moderne Relevanz:

Das Diagramm zeigt unheimliche Übereinstimmungen mit Ereignissen wie dem Crash von 1929 (nahe 1927), der Krise 2008 (nahe dem Boom 2007, der in Tiefs 2005/2012 übergang), und dem COVID-Crash 2020 (nahe 2019). 2023 als harte Zeit, die mit Marktschwankungen durch Inflation und geopolitische Spannungen zusammenfiel. Allerdings ist das Diagramm nicht unfehlbar, Daten sind approximativ (manchmal um 1-2 Jahre daneben).

Befürworter heben die Übereinstimmung mit großen Ereignissen hervor, während Kritiker argumentieren, dass es zu einfach ist, anfällig für Bestätigungsfehler und weisen auf fehlende Anpassung an moderne Faktoren wie Zentralbankpolitik hin.

Hinzu kommt, dass sich die makroökonomischen Rahmenbedingungen grundlegend verändert haben.

Regierungen weltweit finanzieren ihre steigenden Schuldenlasten zunehmend durch monetäre Expansion, also durch die Schaffung neuer Geldmenge. Dies stellt eine Form systematischer, schleichender Geldentwertung dar, die als „Inflationssteuer“ jeden Geld- und Vermögensbesitzer belastet, ohne dass dieser Prozess breite gesellschaftliche Aufmerksamkeit erfährt. Würde die breite Öffentlichkeit diesen Mechanismus vollständig durchschauen, würde vermutlich kaum noch jemand größere Bargeldbestände halten wollen.

Stattdessen herrscht weiterhin die klassische Rezessionsangst vor:

Menschen und Unternehmen versuchen, möglichst viel Liquidität anzuhäufen. Obwohl das traditionelle Rezessionsmuster steigende Arbeitslosigkeit verursacht und sinkendes reales BIP, gefolgt von einer offiziellen Rezession, in der aktuellen Umgebung zunehmend an Aussagekraft verliert.

Die klassische BIP-Formel ($\text{BIP-Wachstum} \approx \text{Produktivitätswachstum} + \text{Bevölkerungswachstum} + \text{Nettokreditexpansion}$) bricht in mehreren Komponenten auseinander:

1. Die Geburtenraten sinken weltweit, in vielen Ländern schrumpft die Bevölkerung bereits.
2. Das Schuldenwachstum reduziert sich zunehmend auf reinen Schuldendienst durch weitere Geldmengenausweitung.
3. Einzig die „Produktivität“ zeigt Potenzial für exponentielles Wachstum und zwar getrieben durch Künstliche Intelligenz, Automatisierung und Robotik.

KI und Roboter ersetzen zunehmend menschliche Arbeit und zwar mit deutlich höherer Produktivität pro Einheit. Dadurch verliert die klassische Arbeitslosenquote als verlässlicher Frühindikator für Rezessionen massiv an Aussagekraft. Eine steigende Arbeitslosenquote muss in Zukunft nicht mehr zwangsläufig ein gesamtwirtschaftliches Schrumpfen bedeuten, sie kann vielmehr das Ergebnis einer erfolgreichen, produktivitätssteigernden Transformation sein.

Vor diesem Hintergrund halte ich es für sehr wahrscheinlich, dass die Weltwirtschaft vor einem beispiellosen, technologiegetriebenen Aufschwung steht - einem Boom, dessen Dimensionen die meisten Marktteilnehmer derzeit noch unterschätzen.

Langfristig bestehen im Wesentlichen zwei realistische Szenarien, um aus dem bestehenden Schulden- und Geldmengen-Dilemma herauszukommen:

Ein massives, noch nie dagewesenes reales BIP-Wachstum durch technologischen Produktivitätssprung.

Ein grundlegender Neustart / eine Neuordnung des globalen Finanzsystems (mit hoher Wahrscheinlichkeit unter deutlich größerer Bedeutung von Kryptowährungen und dezentralen Vermögensformen) oder sehr wahrscheinlich: eine Kombination aus beidem.

Die kommenden Jahre und Jahrzehnte werden daher nicht primär durch klassische Konjunkturzyklen, sondern durch diesen epochalen technologischen und monetären Wandel geprägt sein.

65-Monats-Zyklus

Der 65-Monats-Zyklus, auch als Global-Liquiditätszyklus bekannt, erstreckt sich über etwa 5,4 bis 5,5 Jahre und stellt einen der robustesten empirischen Rhythmen im modernen Finanzsystem dar. Er wurde vor allem durch die Analysen von Michael Howell und CrossBorder Capital in den 1990er und 2000er Jahren popularisiert.

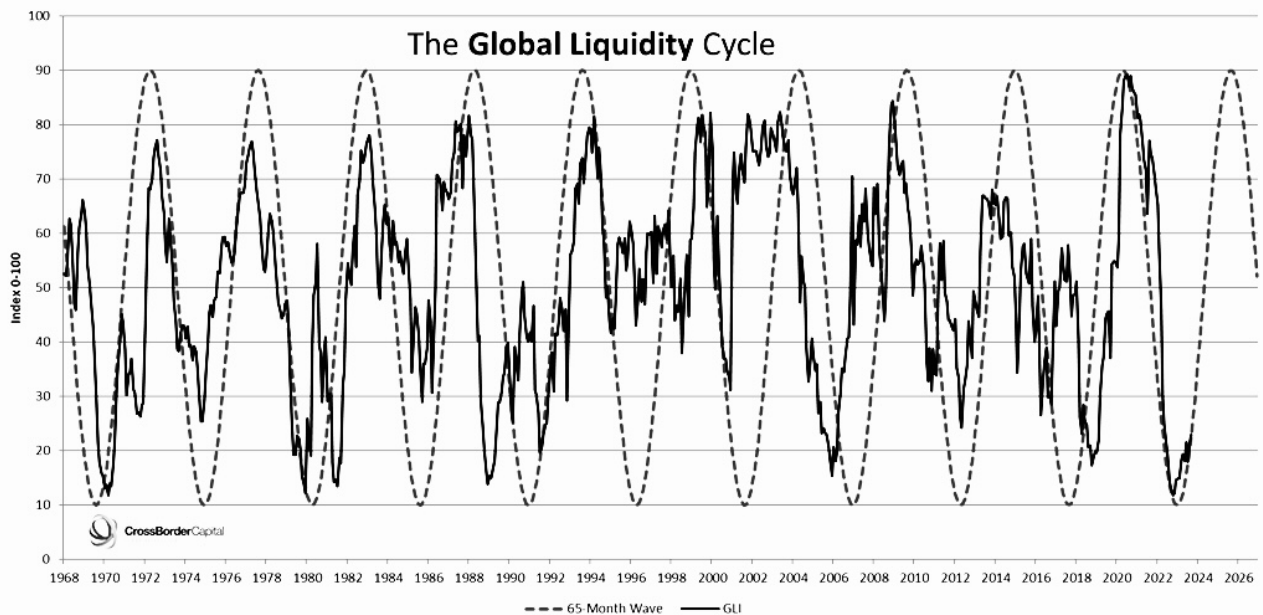
Im Kern basiert er auf der Beobachtung, dass die gewichtete durchschnittliche Laufzeit aller ausstehenden Schulden weltweit - von Staaten über Unternehmen bis hin zu Haushalten und Finanzinstituten - seit Jahrzehnten relativ stabil bei etwa 64 bis 66 Monaten liegt. Dadurch entsteht in nahezu regelmäßigen Abständen von rund 65 Monaten ein massiver kollektiver Refinanzierungsbedarf. Genau dieser wiederkehrende Refinanzierungspuls erzeugt einen klaren Rhythmus in der globalen Liquiditätsverfügbarkeit, der Kreditvergabe, Risikobereitschaft und Assetpreisentwicklung maßgeblich prägt.

Der typische Verlauf gliedert sich in drei Phasen:

In der Expansionsphase (meist 30–36 Monate) steigt die Liquidität stark an. Schulden können günstig umgeschuldet werden, Banken vergeben großzügig Kredite, Investoren werden risikofreudig und Kapital fließt reichlich in Aktien, Immobilien und andere risikoreiche Anlagen. Es entsteht ein positives, oft optimistisches Marktumfeld mit kräftig steigenden Kursen.

Darauf folgt eine vergleichsweise kurze Peak- oder Übertreibungsphase (üblicherweise nur 3–9 Monate). Die Liquidität erreicht ihren Höchststand, Euphorie breitet sich aus, Spekulationsblasen können entstehen und Preise (besonders bei Aktien oder alternativen Assets) explodieren zeitweise. Gleichzeitig beginnen jedoch die Refinanzierungskosten bereits zu steigen und erste Warnsignale einer Wende werden sichtbar.

Schließlich mündet der Zyklus in die Kontraktionsphase (ca. 28–32 Monate). Die Refinanzierung muss nun unter deutlich schwierigeren Bedingungen erfolgen, Kreditvergabe wird restriktiver, Risikoaversion nimmt zu, Kapital zieht sich zurück. Das führt zu fallenden Assetpreisen, erhöhter Volatilität, möglichen Marktkorrekturen, Unternehmensbelastungen und nicht selten zu Rezessionen oder Krisenphasen.



Der von CrossBorder Capital veröffentlichte Global Liquidity Index (GLI) zeigt seit 1968 eine hohe, wenn auch nicht perfekte, Übereinstimmung mit einer idealisierten 65-Monats-Sinuswelle, die ursprünglich per Fourier-Analyse ermittelt und danach einfach fortgeschrieben wurde. Die Periodenlänge bleibt langfristig stabil (meist zwischen 60 und 70 Monaten), und die wichtigsten Wendepunkte werden historisch meist innerhalb von ± 3 bis ± 9 Monaten korrekt abgebildet.

In der Realität ist die Entwicklung jedoch asymmetrisch, sägezahnförmig und durch externe Schocks (Finanzkrisen, Zinspolitik, Pandemien, usw.) überlagert, weshalb die perfekte Sinusform nur eine statistische Annäherung darstellt. Dennoch zählt der 65-Monats-Zyklus zu den zuverlässigsten langfristigen Mustern im Finanzsystem und übertrifft viele klassische Konjunkturzyklen in seiner empirischen Robustheit.

Saisonale Zyklen

Kurzfristige saisonale Zyklen im Aktienmarkt, die sich über Monate bis zu einem Jahr erstrecken, basieren auf wiederkehrenden Mustern, die durch Steuertermine, Urlaubsverhalten, Bonuszahlungen, Berichtssaisons und kollektive Psychologie entstehen und sich trotz ihrer Bekanntheit historisch oft erstaunlich gut halten. Der bekannteste und stärkste jährliche Zyklus ist der sogenannte „Sell in May and go away“ oder Halloween-Effekt:

Aktien performen in der Regel deutlich besser von Ende Oktober bis etwa April oder Anfang Mai. Der January Effect beschreibt, dass der Januar oft einer der stärksten Monate ist, besonders bei Small Caps und Value-Aktien, weil Ende des Vorjahres viele Anleger Verluste realisieren, um Steuern zu sparen, was die Kurse drückt, und ab Januar dann Käufe durch Neustarts im Steuerjahr sowie Bonuszahlungen einsetzen.

Betrachtet man die typische monatliche Reihenfolge beim S&P 500 seit etwa 1980, zeigt sich Januar meist positiv und oft unter den Top-Monaten, Februar tendiert neutral bis schwach und dient häufig als Korrektur nach der Januar-Rally, März ist meist positiv durch Quartalsende, April zählt zu den allerstärksten Monaten, weil Steuerrückerstattungen und gute Erste-Quartals-Berichte die Kurse treiben, Mai ist neutral bis schwach und markiert den Beginn der „Sell in May“-Periode, Juni schwach und volatil durch den Start der Sommerflaute, Juli oft positiv, August schwach wegen Urlaubszeit und geringem Handelsvolumen, September statistisch der schlechteste Monat mit fast immer negativer Rendite und hoher Volatilität, Oktober historisch als Crash-Monat bekannt, aber oft mit starker Erholung und dem Start der Halloween-Phase, November einer der allerbesten Monate durch den Beginn der Jahresend-Rally und Post-Wahl-Optimismus in US Wahljahren und Dezember stark. Die Santa Claus Rally als die letzten fünf Handelstage im Dezember plus die

ersten zwei im Januar mit oft ein bis zwei Prozent Plus, der Turn-of-the-Month-Effekt, bei dem die letzten Tage des alten Monats und die ersten drei bis vier Tage des neuen Monats überdurchschnittlich positiv laufen durch Käufe von Pensionsfonds, das Quadruple Witching am dritten Freitag in März, Juni, September und Dezember mit hoher Volatilität durch gleichzeitigen Verfall von Optionen und Futures sowie die Earnings Seasons in Januar, April, Juli und Oktober, in denen Quartalsberichte einzelne Aktien und Sektoren stark bewegen können.

Nun müsste man diese Muster damit verbinden, in welchem US-Präsidentschafts-Wahlzyklus man sich gerade befindet. Dieser beschreibt ein statistisches Vier-Jahres-Muster an den Aktienmärkten, das sich seit Jahrzehnten zeigt und unabhängig von der regierenden Partei gilt.

Im ersten Jahr nach der Wahl (Post-Election Year) setzen Präsidenten oft unpopuläre Maßnahmen um, was Unsicherheit schafft, historisch das schwächste Jahr mit Renditen von etwa 3-7 %. Das zweite Jahr (Midterm Year) ist das volatilste und schwächste: Zwischenwahlen sorgen für hohe politische Unsicherheit, oft Korrekturen (im Durchschnitt -18 %) bei durchschnittlich nur 3-5 % Rendite. Das dritte Jahr (Pre-Election Year) ist das stärkste: Vor der Wiederwahl wird die Wirtschaft durch expansive Politik angekurbelt, mit historisch den höchsten Renditen von 13-17 % oder mehr. Das vierte Jahr (Election Year) ist meist positiv (6-11 %), mit steigender Unsicherheit während des Wahlkampfs, aber oft einer Rally nach der Wahl.

(Diese Theorie stammt ursprünglich von Yale Hirsch und basiert rein auf statistischen Mustern, nicht auf Kausalität.)

Midterm election year stock market performance since 1962

Year of midterm	President	Party	President's party: House seats	President's party: Senate seats	Before-midterm S&P 500 price performance Nov. 1-Oct. 31 (12 months)**	S&P 500 price performance Nov. 1-Jan. 31 (3 months)	S&P 500 price performance Nov. 1-Apr. 30 (6 months)	S&P 500 price performance Nov 1.-Oct. 31 (12 months)
1962	John F. Kennedy	D	-4	+3	-17.6%	17.1%	23.5%	30.9%
1966	Lyndon Johnson	D	-47	-4	-13.2%	8.0%	17.2%	17.1%
1970	Richard Nixon	R	-12	+2	-14.4%	15.1%	24.8%	13.0%
1974	Gerald Ford (Nixon)	R	-48	-5	-31.8%	4.2%	18.1%	20.5%
1978	Jimmy Carter	D	-15	-3	0.9%	7.3%	9.2%	9.3%
1982	Ronald Reagan	R	-26	+1	9.7%	8.7%	23.0%	22.3%
1986	Ronald Reagan	R	-5	-8	28.5%	12.3%	18.2%	3.2%
1990	George Bush	R	-8	-1	-10.7%	13.1%	23.5%	29.1%
1994	Bill Clinton	D	-52	-8	1.0%	-0.4%	9.0%	23.1%
1998	Bill Clinton	D	5	0	20.1%	16.5%	21.5%	24.1%
2002	George W. Bush	R	8	+2	-16.4%	-3.4%	3.5%	18.6%
2006	George W. Bush	R	-30	-6	14.2%	4.4%	7.6%	12.4%
2010	Barack Obama	D	-63	-6	14.2%	8.7%	15.2%	5.9%
2014	Barack Obama	D	-13	-9	14.9%	-1.1%	3.3%	3.0%
2018	Donald Trump	R	-40	+2	5.3%	-0.3%	8.6%	12.0%
2022	Joe Biden	D	-9	+1	-22.1%			
Average seat change:			-22	-2				
Midterm average:					-1.1%	7.3%	15.1%	16.3%
Non-midterm average*:					11.2%	2.9%	4.2%	6.4%

Flip to Republican control
 Flip to Democrat control

Data source: Bloomberg data, Oct. 31, 1961 to Oct. 3, 2022.

* The average monthly price return of the S&P 500 in three-month, six-month and 12-month increments, starting in the month of November of every year since 1963 where there wasn't a midterm election held in that November.

** The average 12-month price return of the S&P 500 in the 12 months preceding a midterm election, where the last date of the price close as of Oct. 31 is several days before the November midterm election. 2022 as of October 3.

Bei genauer Betrachtung des obigen Charts wird rasch deutlich, dass die vergangenen US-Präsidentschafts-Wahlzyklen allein keine ausreichend präzise Grundlage bietet, um den aktuellen Zyklusverlauf verlässlich einzuordnen oder fundierte Prognosen abzuleiten.

Die Streuung der historischen Daten und die Überlagerung anderer dominanter Einflussfaktoren machen es praktisch unmöglich, aus diesem Muster heraus so präzise Vorhersagen zu generieren, dass sich daraus systematisch überlegene Investitions- oder Trading-Entscheidungen ableiten ließen.

Hinzu kommt, dass eine wirklich aussagekräftige Analyse nicht allein auf Saisonalitätsmustern und dem US-Präsidentschafts-Wahlzyklus basieren sollte. Um das Gesamtbild substanziell zu verbessern, wäre es (zumindest theoretisch) sinnvoll, zusätzlich den realwirtschaftlichen Konjunkturzyklus sowie den Zins- und Geldpolitikzyklus der Federal Reserve und den Global-Liquiditätszyklus (65-Monats-Zyklus) systematisch mit einzubeziehen.

Erst die kombinierte Betrachtung dieser überlagerten Zyklen würde es ermöglichen, überhaupt ein übergeordnetes Muster zu erkennen, was schier unmöglich ist. Denn wie sich bereits gezeigt hat, lässt sich keiner dieser Zyklen exakt terminieren oder zeitlich präzise festlegen. Es handelt sich bei allen ausschließlich um statistische Tendenzen. Diese Tendenzen verlieren durch den wachsenden Einfluss algorithmischen Handels und die fortschreitende Globalisierung zunehmend an Kontur und Verlässlichkeit.

Gleichzeitig verändert sich die Zusammensetzung der Marktteilnehmer:

Eine neue Generation junger Investoren tritt hinzu, während ältere Marktteilnehmer, die stark nach historischen Mustern und etablierten Narrativen agieren, nach und nach ausscheiden.

Parallel dazu wandeln sich die makroökonomischen Rahmenbedingungen, wie bereits erwähnt, mit einer Geschwindigkeit, die frühere Perioden deutlich übertrifft.

Das Handeln nach Zyklen und den dazugehörigen Narrativen und Vorhersagen wird immer mehr an Bedeutung verlieren.

Berücksichtigt man zusätzlich, dass sich in jede Zyklenanalyse mit hoher Wahrscheinlichkeit mindestens einer der im vorherigen Kapitel beschriebenen psychologischen Verzerrungsfaktoren einschleicht (was nahezu unvermeidlich ist), so degeneriert die Zyklenanalyse letztlich zu einer Methode, die einer reinen Wette sehr nahekommt.

Die vermeintliche Objektivität statistischer Tendenzen wird durch die subjektive Interpretation, die emotionale Gewichtung einzelner Wendepunkte und die selektive Wahrnehmung bestätigender Beispiele so stark beeinträchtigt, dass die Prognosekraft in der Praxis hinter dem theoretisch möglichen Niveau zurückbleibt. Theoretisch liegt die Treffergenauigkeit einer reinen Zyklenanalyse historisch und statistisch betrachtet bei durchschnittlich 55 %. Nach Abzug der systematischen psychologischen Verzerrungen sinkt die real erzielbare Trefferquote in der Praxis jedoch meist deutlich auf Werte um die 40 % oder darunter. Damit bewegt sich die Zyklenanalyse in ihrer tatsächlichen Anwendung nur geringfügig über Zufallsniveau.

Wer permanent auf einen Markthöhepunkt, eine bevorstehende Trendwende oder den „großen Crash“ wartet, weil es zyklisch wahrscheinlich sein sollte, schadet der langfristigen Portfolio-Performance ebenso wie derjenige, der in Euphoriephasen systematisch überinvestiert, immer weiter nachkauft oder in immer riskantere Assets rotiert. Beide Extreme, die chronische oder zyklusgetriebene Vorsichtshaltung und die anhaltende, zyklusgetriebene Euphorie führen typischerweise zu einer langfristig systematischen Unterperformance.

Goldzyklus

Der langfristige Goldpreis-Chart auf einer logarithmischen Skala von 1965 bis 2025 verdeutlicht die ausgeprägte zyklische Natur des Edelmetalls und unterstreicht seine Rolle als bewährter alternativer Vermögenswert in Phasen wirtschaftlicher und geopolitischer Unsicherheit. Der Preisverlauf ist charakterisiert durch lange und dynamische Aufwärtsphasen. Historisch dauern diese Bullenmärkte in der Regel 10 bis 12 Jahre und erreichen ihren Höhepunkt häufig erst in einer Phase ausgeprägter Euphorie mit einem Blow-off-Top (wie 1980 oder 2011). Darauf folgen Korrektur- und Konsolidierungsphasen. Die etwa 20-jährige Periode seit dem Höchststand 1980 verkörpert dabei die klassische „Lethargie“-Phase, in der Gold vielfach als „totes Asset“ wahrgenommen wird.



Das Narrativ „Gold ist immer eine gute Investition“ oder „perfekt für Buy-and-Hold“ hält einer nüchternen, historischen Betrachtung nicht stand - und genau das zeigt dieser langfristige Chart sehr klar.

Gold ist ein zyklisches Asset mit extrem langen Phasen extremer Underperformance, null Ertrag während der Haltedauer und keinem intrinsischen Wachstum wie bei Aktien. Im Gegensatz zu Aktien (Dividenden + Unternehmenswachstum), Immobilien (Mieteinnahmen) oder Anleihen (Zinsen) generiert physisches Gold keinen einzigen Cent Ertrag, solange man es hält. Der einzige Weg, Gewinn zu erzielen, ist, es teurer zu verkaufen, als man es gekauft hat. Das macht Gold zu einer Wette auf zukünftige Preissteigerungen, oft getrieben von Angst, Inflation oder Währungsschwäche - nicht zu einem produktiven Vermögensaufbau. Viele Experten nennen es daher kein Investment, sondern Spekulation.

Gold hat zwar eine niedrige Korrelation zu Aktien (gut für Diversifikation), aber seine eigenen Drawdowns sind brutal. Wer 1980 gekauft und bis 2000 gehalten hat, hat real fast alles verloren (rund -70%). Ähnlich nach 2011: bis 2015 fiel der Preis um rund 45 % und real (inflationsbereinigt) dauerte die Erholung noch länger. Selbst über sehr lange Zeiträume (z. B. 1971 bis heute) liegt die reale annualisierte Rendite von Gold nur bei 1-2 %, während Aktien historisch 6-7 % real pro Jahr schaffen. In Panikphasen kann Gold sogar kurzfristig mit Aktien fallen (z. B. wenn Liquidität benötigt wird). Es ist kein stabiler „Safe Haven“ für jede Krise, nur für Bestimmte (Inflation, Währungskrisen, Geopolitik).

Fundamentale Analyse

Die fundamentale Analyse ist eine Methode zur Bewertung von Aktien und anderen Wertpapieren am Finanzmarkt, bei der man versucht, den inneren oder fairen Wert eines Unternehmens zu ermitteln. Also den Preis, den eine Aktie langfristig eigentlich haben sollte, basierend auf den realen wirtschaftlichen Grundlagen. Im Kern fragt man sich: Ist die Aktie aktuell unterbewertet und damit günstig zum Kaufen, überbewertet und damit teuer oder fair bewertet?

Dafür werden vor allem die Finanzdaten des Unternehmens selbst untersucht, also Bilanz, Gewinn- und Verlustrechnung, sowie Cashflow-Rechnung über mehrere Jahre hinweg. Wichtige Kennzahlen sind dabei das Kurs-Gewinn-Verhältnis, das Kurs-Buchwert-Verhältnis, die Dividendenrendite, das Gewinnwachstum je Aktie, Umsatzwachstum, Gewinnmargen, die Rendite auf das Eigenkapital, die Verschuldung, sowie der freie Cashflow. Zusätzlich schaut man sich die Position des Unternehmens in seiner Branche an, also Marktanteile, Wettbewerbsvorteile, Wachstumspotenzial der Branche und Eintrittsbarrieren für neue Konkurrenten. Oft werden auch makroökonomische Faktoren, wie Zinsentwicklung, Inflation, Konjunkturphase, Rohstoffpreise oder geopolitische Risiken einbezogen, um das Gesamtbild zu vervollständigen.

Die Grundannahme der fundamentalen Analyse lautet, dass jedes Unternehmen einen objektiven inneren Wert besitzt, der sich aus seinen Erträgen, seinem Vermögen und seinem zukünftigen Wachstum ableiten lässt. Kurzfristig schwankt der Aktienkurs stark durch Emotionen, Nachrichten oder Spekulation, langfristig passt er sich jedoch diesem inneren Wert an. Wer eine Aktie deutlich unter ihrem fairen Wert kauft, kann daher mit hoher Wahrscheinlichkeit überdurchschnittliche Renditen erzielen.

Eine gründliche Bewertung erfordert das Studium von Bilanzen, Geschäftsberichten, Branchenberichten und makroökonomischen Daten über Jahre hinweg, oft Dutzende Stunden pro Unternehmen. Für Privatanleger ohne professionelle Ressourcen kann das schnell überwältigend werden und zu unvollständiger oder fehlerhafter Analyse führen.

Der innere Wert hängt stark von zukünftigen Wachstumsraten, Margen, Diskontsätzen oder Szenarien ab, die jeder Analyst anders einschätzt. Kleine Änderungen in diesen Annahmen können den fairen Wert um 20–50 % oder mehr verschieben, was zu stark unterschiedlichen Bewertungen führt, selbst bei denselben Daten.

Die Analyse basiert größtenteils auf historischen und vergangenen Daten, die keine Garantie für die Zukunft bieten. Plötzliche disruptive Ereignisse (Technologieumbrüche, Regulierungen, Pandemien, geopolitische Schocks) oder qualitative Faktoren, wie Managementqualität, Unternehmenskultur oder Innovationskraft lassen sich oft nur schwer quantifizieren und werden unterschätzt oder übersehen.

Ein weiteres großes Problem ist das Timing-Risiko. Selbst wenn eine Aktie massiv unterbewertet ist (z.B. 50 % unter innerem Wert), kann der Markt irrational lange „falsch“ bleiben. In Bärenmärkten, Sektor-Rotationen oder bei Momentum-Trends kann eine fundamentale Unterbewertung monate- oder jahrelang ignoriert werden, was zu hohen Opportunitätskosten oder Drawdowns führt.

Die Qualität und Verlässlichkeit der Informationen sind ebenfalls riskant. Bilanzen können durch aggressive Bilanzierung, Bilanzkosmetik oder Manipulationen verzerrt sein.

Auch Branchen- und Sektorunterschiede machen eine einheitliche Bewertung schwierig, Tech- oder Wachstumsfirmen mit negativen Gewinnen lassen sich kaum mit traditionellen Kennzahlen wie KGV vergleichen, während zyklische oder Rohstofffirmen stark von externen Preisen abhängen, die kaum prognostizierbar sind.

Die meisten Analysten, professionellen Investoren und Privatanleger stützen ihre fundamentale Bewertung von Aktien und Märkten überwiegend auf das Kurs-Gewinn-Verhältnis (KGV).

Das KGV (englisch: Price-to-Earnings Ratio oder P/E Ratio) ist eine der einfachsten und beliebtesten Kennzahlen, um schnell zu erkennen, ob eine Aktie teuer oder günstig wirkt. Es zeigt, wie viel ein Anleger für jeden Euro Gewinn zahlt, den das Unternehmen pro Aktie erwirtschaftet.

Man berechnet es ganz einfach, indem man den aktuellen Aktienkurs durch den Gewinn je Aktie teilt. Wenn eine Aktie zum Beispiel 100 Euro kostet und das Unternehmen im letzten Jahr 5 Euro Gewinn pro Aktie gemacht hat, ergibt sich ein KGV von 20. Das bedeutet, man zahlt das 20-Fache des aktuellen Jahresgewinns für diese Aktie. Oder anders ausgedrückt: bei gleichbleibendem Gewinn bräuhete das Unternehmen theoretisch 20 Jahre, um den Kaufpreis allein durch die erwirtschafteten Gewinne „abzuzahlen“, ohne Dividenden oder Wachstum zu berücksichtigen.

Als grobe Orientierung gilt:

Ein KGV zwischen 10 und 15 wird oft als günstig bis fair angesehen, besonders bei reifen, stabilen Unternehmen wie Konsumgüter- oder Versorgerfirmen. Ein KGV von 20 bis 30 ist typisch für solide Wachstumsunternehmen, etwa in der Technologie- oder Konsumbranche. Liegt das KGV bei 30, 40 oder sogar deutlich darüber, wird es spekulativ oder teuer. Dies ist häufig bei stark wachsenden Tech-Firmen der Fall, wo Investoren massiv auf zukünftiges Wachstum setzen. Ein sehr niedriges KGV unter 10 kann ein echtes Schnäppchen signalisieren, ist aber oft auch ein Warnsignal für Probleme, wie sinkende Gewinne, Branchenkrisen oder schlechte Zukunftsaussichten.

Obwohl das KGV extrem beliebt ist, zeigen Analysen überdurchschnittlich performender Aktien: Isoliert betrachtet gehört es zu den nutzlosesten Kennzahlen an der Wall Street. Es reflektiert nur die Vergangenheit und ignoriert das entscheidende Element: die Zukunft.

Es gibt keinen einheitlichen Zusammenhang zwischen dem Kurs-Gewinn-Verhältnis und der langfristigen Performance von Aktien. Bei Top-Performer-Aktien kann das KGV zu Beginn der Aufwärtsbewegung sowohl relativ hoch als auch niedrig sein. Historisch betrachtet weisen die langfristig besten Performer im Durchschnitt ein KGV von etwa 33 auf.

Ein direkter Vergleich zwischen aktuellem Aktienkurs und KGV zeigt häufig:

Niedrige KGVs gehen tendenziell mit niedrigeren Kursniveaus einher, hohe KGVs mit höheren Kursen. Das KGV ist daher in der Regel kein verlässlicher Indikator für die zukünftige Kursrichtung.

Vielmehr erleben viele Wachstumsunternehmen in ihrer erfolgreichen Expansionsphase eine deutliche Ausdehnung (Expansion) ihres KGV. Mit zunehmender operativer Leistungsfähigkeit, Marktanteilsgewinnen und Gewinnsteigerungen steigen die Markterwartungen und damit der Bewertungsmultiplikator.

Das KGV fungiert somit eher als Stimmungs- und Erwartungsbarometer:

Ein hohes KGV signalisiert in der Regel hohe, optimistische Zukunftserwartungen der Marktteilnehmer. Ein niedriges KGV spiegelt hingegen gedämpfte, skeptische oder geringe Erwartungen wider.

Es ist daher weniger ein Maß für „günstig“ oder „teuer“, sondern vielmehr ein Spiegelbild der kollektiven Einschätzung des künftigen Potenzials. Wer sich darauf verlässt, stützt sich letztlich auf subjektive Schätzungen und Meinungen, die meist bereits eingepreist sind.

Während systematische oder team-basierte fundamentale Ansätze in Studien eine Erfolgsrate von 50-75 % erreichen können, fällt die Trefferquote der fundamentalen Analyse, wenn eine einzelne Person die Analyse durchführt. Bei individuellen Investoren fällt sie aufgrund psychologischer Fallstricke typischerweise auf 30-50 % oder niedriger ab - je nach Expertise und Marktumfeld. Bestätigungsfehler verstärken das, indem Privatanleger widersprüchliche Daten häufig ignorieren und ihre Annahmen verzerren, was in empirischen Analysen wie der Dalbar-Studie zu einer

jährlichen Underperformance von bis zu 9 % gegenüber dem Markt führt, da individuelle Personen emotional getriebene Fehler machen. Studien implizieren Quellen aus der Verhaltensökonomie, die besagen, dass diese Faktoren die reale Erfolgchance für Solo-Analysten oft sogar nur auf 20-40 % in volatilen Märkten drückt. Damit bewegt sich auch die Fundamentalanalyse in ihrer tatsächlichen Anwendung nur geringfügig über Zufallsniveau.

Warum Sie als Privatanleger nicht unbedingt auf Analysen und Empfehlungen von Analysehäusern, Hedgefonds oder anderen Börsenprofis hören sollten wurde bereits in Kapitel 1 erläutert. Darüber hinaus gibt es weitere Gründe, die aus Studien, Regulierungsberichten und Marktrealität hervorgehen.

Erstens sind die meisten Sell-Side-Analysten (von Banken wie JPMorgan, Goldman Sachs, Deutsche Bank etc.) durch Interessenkonflikte massiv voreingenommen. Sie arbeiten für Institute, die Provisionen durch Handel und Investment-Banking-Gebühren verdienen. Deshalb gibt es fast nie echte „Sell“-Empfehlungen, historisch unter 5 % aller Ratings. Stattdessen dominieren „Buy“, „Outperform“ oder „Hold“ (was eigentlich „verkaufen, aber nicht zugeben“ bedeutet). Viele Studien zeigen, dass Analysten öffentlich optimistisch bleiben, um das Firmenmanagement nicht zu verärgern, Bankkunden zu halten und Privatanleger-Handel zu generieren, während sie institutionellen Kunden (Hedgefonds) privat genauere, pessimistischere Einschätzungen geben („say-buy-whisper-sell“-Verhalten).

Zweitens performen diese Empfehlungen statistisch schwach bis negativ für Privatanleger. Zahlreiche Untersuchungen (z. B. von NBER, Stanford, Dalbar-Studien) belegen: Follow-the-Analyst-Strategien liefern oft schlechtere Renditen als der Marktindex, besonders nach Abzug von Transaktionskosten und Timing-Fehlern. Retail-Investoren kaufen meist erst, wenn die Empfehlung schon bekannt und der Kurs gestiegen ist, sie kommen zu spät und verkaufen panisch bei Downgrades.

Drittens ist der Timing- und Informationsvorsprung riesig. Wenn ein Hedgefonds oder eine Bank eine Aktie empfiehlt oder kauft, haben sie oft schon Monate vorher gehandelt oder Infos, die Sie als Privatperson erst später bekommen. Bis Sie reagieren, ist der Großteil der Bewegung oft schon vorbei.

Viertens verstärken Privatanleger durch blindes Folgen psychologische Fallen noch stärker: Herdenverhalten, Overconfidence („der Profi sagt es ja“) und Bestätigungsfehler. Dies führt dazu, dass man teure Aktien kauft, wenn alle bullish sind und bei Korrekturen panisch verkauft und Verlust erleidet.

Technische Analyse

Die technische Analyse ist eine Methode, mit der man versucht, zukünftige Kursbewegungen von Aktien oder anderen Wertpapieren vorherzusagen, indem man ausschließlich historische Preisverläufe, Handelsvolumen und daraus abgeleitete Muster untersucht.

Im Kern geht die technische Analyse davon aus, dass alle relevanten Informationen (Wirtschaftslage, Unternehmensnachrichten, politische Ereignisse usw.) bereits im aktuellen Kurspreis enthalten sind. Deshalb braucht man keine Bilanzen, Gewinnprognosen oder Branchenstudien zu lesen. Stattdessen schaut man sich an, was der Preis in der Vergangenheit gemacht hat, weil sich menschliches Verhalten an der Börse also Gier, Angst, Euphorie und Panik in wiederkehrenden Mustern zeigt. Kurse bewegen sich in Trends (entweder aufwärts, abwärts oder seitwärts), und diese Trends halten meist länger an, als die meisten denken.

Praktisch arbeitet man mit Charts (meist Kerzencharts, engl. Candlesticks), auf denen man den Kursverlauf über Tage (1D), Wochen (1W), Monate (1M) oder Jahre (12M) darstellt. Darauf zeichnet man dann Trendlinien, horizontale Unterstützungs- und Widerstandszonen, Kanäle und sucht nach klassischen Mustern wie Doppelboden, Kopf-Schulter-Formation, Dreiecke, Flaggen oder Keile. Diese Muster sollen signalisieren, ob ein Trend weiterläuft, sich beschleunigt oder sich umkehrt.

Das Ziel ist meist nicht, den fairen Wert einer Aktie zu bestimmen (das macht die fundamentale Analyse), sondern gute Ein- und Ausstiegspunkte zu finden. Also wann kaufen oder verkaufen, unabhängig davon, ob die Aktie eigentlich „teuer“ oder „billig“ ist.

Charttechnik ist der gängige Begriff für den visuell-musterbasierten Teil der technischen Analyse. Sie konzentriert sich vor allem darauf, den Kursverlauf in Charts zu studieren und daraus zukünftige Bewegungen abzuleiten, ohne komplizierte mathematische Indikatoren.

Während die technische Analyse der Oberbegriff ist und sowohl klassische Chartmuster als auch moderne Indikatoren (RSI, MACD, etc.) umfasst, bezeichnet Charttechnik meist den „klassischen“, rein chartbildbasierten Ansatz mit Trendlinien, Formationen und Unterstützungs-/Widerstandszonen.

Die Begriffe Technische Analyse, Charttechnik und Chartanalyse werden in der Praxis fast immer gleichbedeutend verwendet. Es gibt keinen starren, offiziellen Unterschied, der in allen Büchern, Brokern oder Foren gleich gehandhabt wird.

Der echte große Unterschied liegt also nicht zwischen Charttechnik und technischer Analyse, sondern zwischen technischer Analyse insgesamt und fundamentaler Analyse.

Fundamentale Analyse sagt WAS man kaufen sollte.

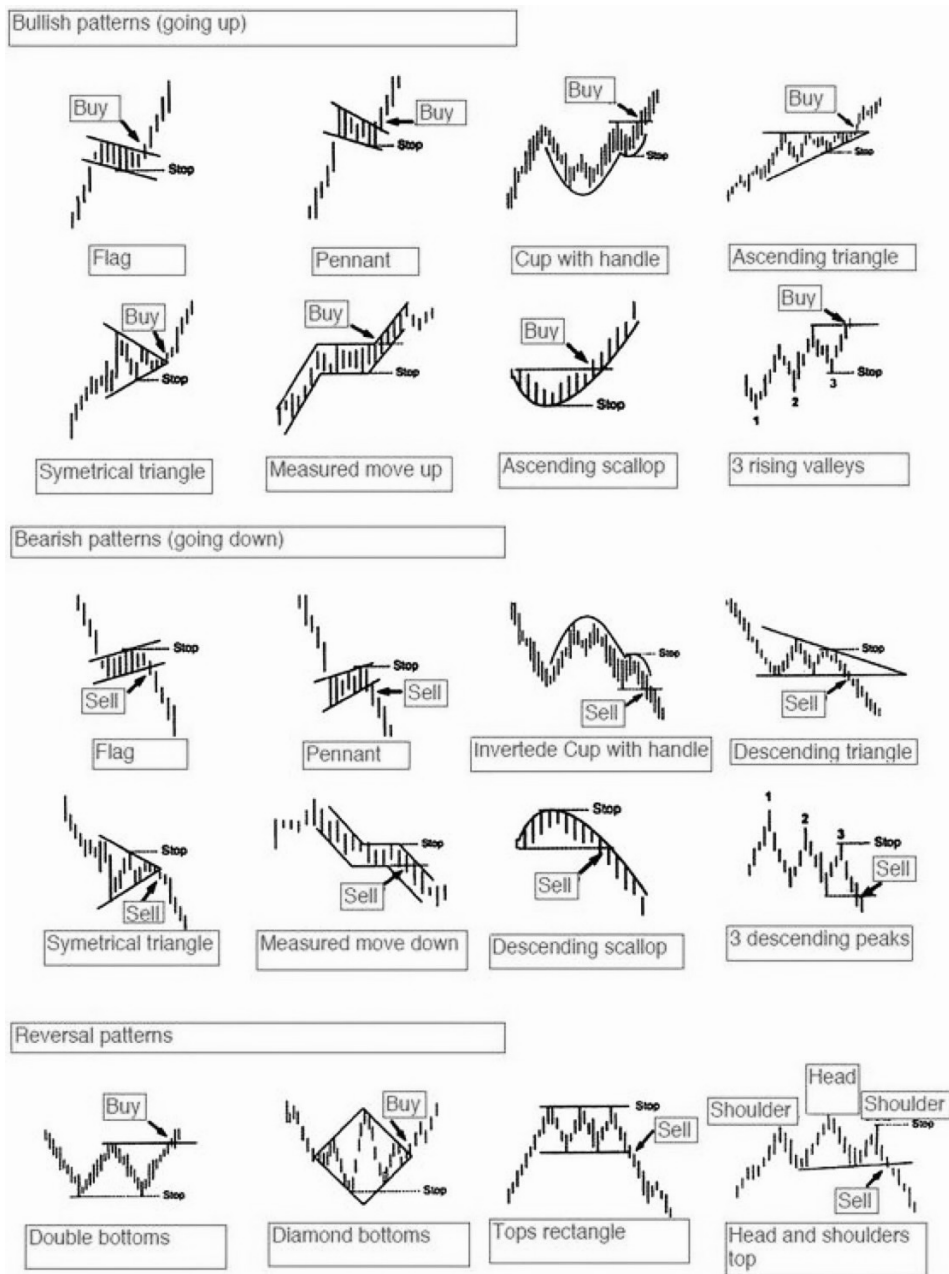
Technische Analyse sagt WANN man es kaufen sollte.

Im Folgenden werden die gängigsten Methoden vorgestellt, die häufig zur Analyse der nächsten Kursbewegung oder zur Bestimmung potenzieller Kursziele herangezogen werden.

Chartmuster

Die unten stehende Grafik ist ein klassischer Chartmuster-Überblick (Cheat-Sheet) aus der technischen Analyse / Charttechnik. Sie zeigt die wichtigsten und bekanntesten Preismuster, die Trader nutzen, um zu entscheiden, ob der Kurs wahrscheinlich weiter steigt (bullish), weiter fällt (bearish) oder umkehrt (Reversal).

Gewöhnlich kombiniert man diese Muster fast immer mit Volumen, Indikatoren (z. B. RSI, MACD, usw.) und dem übergeordneten Trend, allein reicht so ein Muster selten.



Klassische Chartmuster wie Tasse mit Henkel, Kopf-Schulter-Formation, Doppeltop, fallender Keil, aufsteigendes Dreieck usw. sind in der Praxis weitgehend bedeutungslos.

Diese Formationen treten in nahezu jeder beliebigen Zeitreihe auf. Unabhängig davon, ob es sich um Aktienkurse, Rohstoffpreise, Selbstmordraten, Kriminalstatistiken, Verkehrsunfälle, Flugzeugabstürze oder rein zufällig generierte Random-Walk-Reihen handelt. Es gibt daher keinerlei Anhaltspunkt dafür, dass sie ein spezifisches, einzigartiges Merkmal des Aktienmarktes,

der Käufer-Verkäufer-Dynamik oder der menschlichen Psychologie darstellen. Viel wahrscheinlicher sind sie das natürliche Ergebnis zufälliger Schwankungen in langen Zeitreihen.

Selbst wenn ein vermeintliches Kopf-Schulter-Muster „korrekt“ verläuft und die Nackenlinie durchbricht, lässt sich daraus kein kausaler oder prädiktiver Zusammenhang ableiten. Weltweit agieren Millionen von Marktteilnehmern mit völlig unterschiedlichen Zeithorizonten, Strategien und Informationsständen:

- Viele Trader und Investoren betrachten andere Zeitebenen oder gar keine Charts.
- Institutionelle Käufe/Verkäufe erfolgen durch ETF-Rebalancings, Index-Tracking, Passive-Flows.
- Dividenden werden reinvestiert, Optionen ausgeübt, Hedging-Positionen auf- oder abgebaut.
- Makro-Entscheidungen, Unternehmensereignisse und algorithmischer Handel überlagern jede charttechnische Logik.

Angesichts dieser extrem heterogenen und unkoordinierten Einflussfaktoren gibt es logisch keinen Grund zu der Annahme, dass der Kurs einer Aktie einem bestimmten Muster folgen sollte. Die resultierende Preisbewegung ist das Produkt multipler, unabhängiger und überwiegend zufälliger Ereignisse.

Die durchschnittliche Trefferquote beim Handeln mit dieser Technik, basierend auf den umfangreichsten und seriösesten Studien, liegt im Gesamtdurchschnitt bei 65 %. Reine Muster-Trades ohne Indikatoren und Filter (Volumen, RSI-Divergenz, übergeordneter Trend, Sektor-Stärke) landen oft nur bei 50–60 % Win-Rate.

Die mit Abstand wichtigste und am häufigsten zitierte Quelle dafür ist Thomas Bulkowski (Encyclopedia of Chart Patterns, Statistiken aus Zehntausenden Mustern, hauptsächlich US-Aktien).

Die Trefferquoten sind seit den 1990er Jahren gesunken (Failure Rates haben sich teilweise verdoppelt bis vervierfacht), weil Märkte algorithmischer, liquider und news-getriebener geworden sind. Darüber hinaus ist diese Methode der technischen Analyse besonders anfällig für Bestätigungsfehler (falsche Erkennung von Mustern), die die Erfolgsquote im Durchschnitt um 20% verringert.

Elliott-Wellen-Prinzip

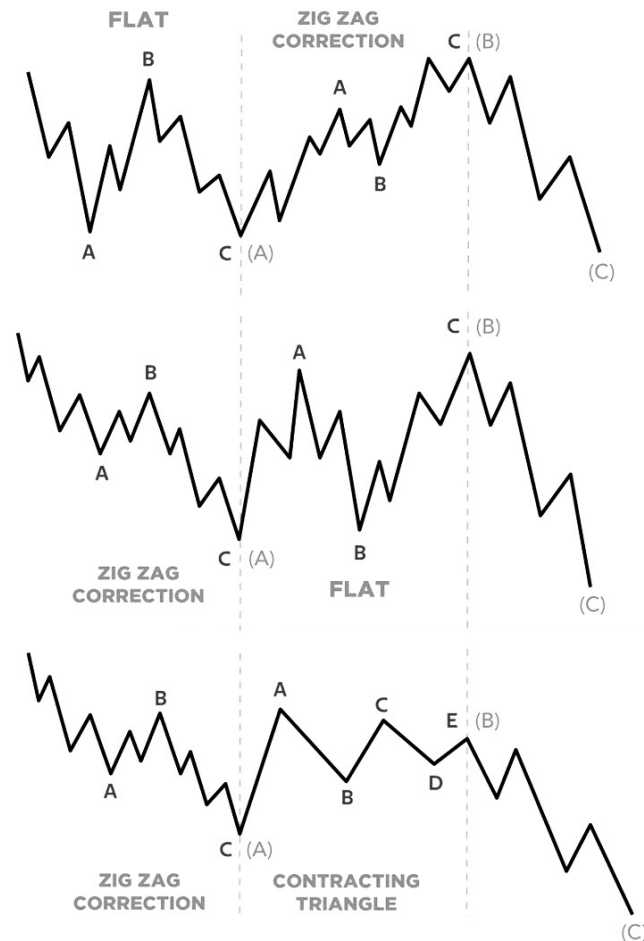
Das Elliott-Wellen-Prinzip (auch Elliott-Wellen-Theorie) ist eine der fortgeschrittensten und umstrittensten Methoden der technischen Analyse. Sie wurde in den 1930er Jahren von Ralph Nelson Elliott entwickelt und basiert auf der Idee, dass Finanzmärkte nicht zufällig, sondern in wiederkehrenden, fraktalen Wellenmustern verlaufen. Getrieben durch die kollektive Psychologie der Marktteilnehmer (Optimismus → Euphorie → Angst → Panik → wieder Optimismus).

Das Kernprinzip, Märkte bewegen sich in Zyklen, die immer aus 8 Wellen bestehen:

5 Wellen in Trendrichtung (Impulswellen), diese treiben den Haupttrend voran (z. B. stark nach oben in einem Bullenmarkt).

3 Wellen gegen den Trend (Korrekturwellen), diese korrigieren den Trend vorübergehend.

Das Ganze wiederholt sich fraktal auf allen Zeitebenen. Eine große Welle besteht aus kleineren Wellen, die wiederum aus noch kleineren bestehen, ähnlich wie bei Schneeflocken.



Bei langfristiger Beobachtung von Elliott-Wellen-Analysten zeigt sich schnell ein klares Muster: Verschiedene Analysten liefern in der Regel unterschiedliche Wellenzählungen.

Besonders häufig besteht Uneinigkeit darüber, ob sich der Markt aktuell in Welle 3 oder bereits in Welle 5 befindet. Nicht selten korrigieren selbst erfahrene Elliott-Analysten ihre eigene Zählung mehrfach und wechseln zwischen diesen beiden Wellen hin und her.

Das System ist hochkomplex und erfordert jahrelange intensive Übung. Anfänger produzieren nahezu zwangsläufig massenhaft Fehlzählungen. Selbst bei fundierter Beherrschung der Elliott-Regeln und -Prinzipien liegt die real erzielbare Trefferquote reiner Elliott-Wellen-Analysen auch nur zwischen 50 und 65 %.

Die Kombination mit anderen technischen Indikatoren oder Oszillatoren führt in der Praxis kaum zu einer nennenswerten Verbesserung der Trefferquote. Keine andere etablierte Methode der technischen Analyse ist so stark anfällig für Bestätigungsfehler wie die Elliott-Wellen-Theorie. Sobald eine Zählung einmal festgelegt ist, werden nachfolgende Kursbewegungen fast zwangsläufig in das bestehende Schema hineingedeutet.

Hinzu kommt der extrem hohe Pflegeaufwand. Um eine Elliott-Analyse aktuell zu halten, sind tägliche oder wöchentliche Prüfungen oder Anpassungen der Zählung erforderlich. Nicht ohne Grund herrscht innerhalb der Elliott-Community eine derart hohe Uneinigkeit. Rückblickend erscheint jede Zählung durch fortlaufende Neuauszählungen und Anpassungen nahezu immer richtig, ein klassisches Beispiel nachträgliche Rationalisierung. Gerade diejenigen, die von der Elliott-Wellen-Theorie zu 100 % überzeugt sind und sie als nahezu unfehlbares System darstellen,

sind in der Praxis häufig genau die Personen, die Elliott-Wellen-Analysen, Signale, Mentoring-Programme oder entsprechende kostenpflichtige Kurse anbieten und verkaufen.

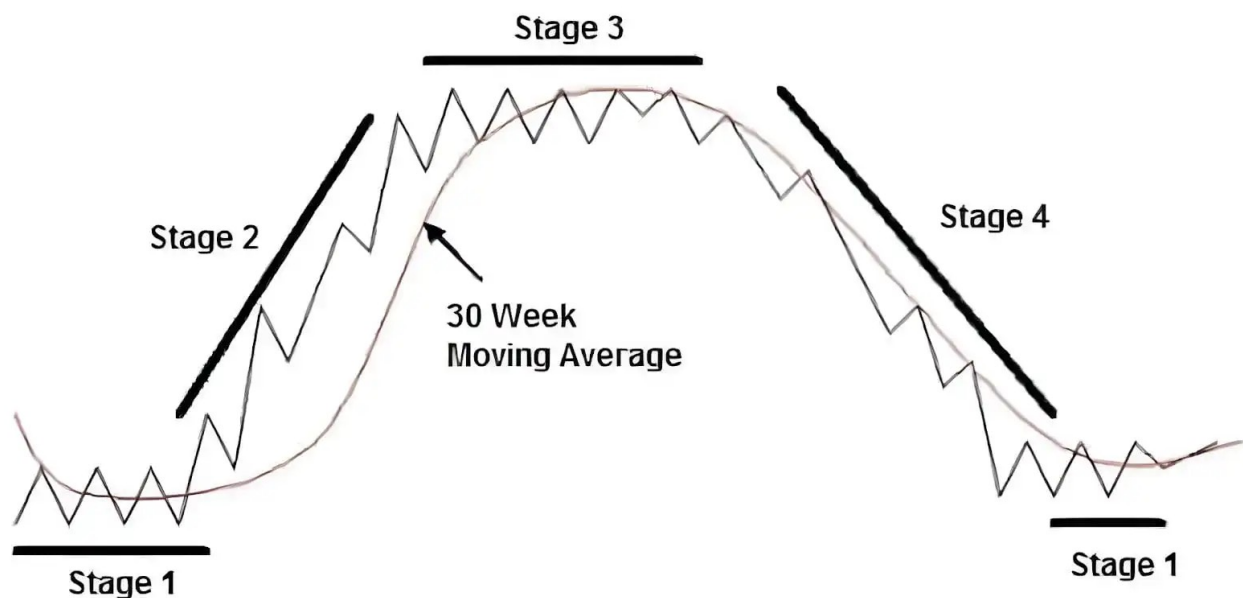
Diese starke persönliche Überzeugung korreliert auffällig oft mit einem kommerziellen Interesse.

Stage-Analyse

Die Stage-Analyse (auch Weinstein Stage Analysis) ist eine der einfachsten und zugleich effektivsten Methoden der technischen Analyse, um den Lebenszyklus einer Aktie (oder eines Index, ETFs etc.) zu verstehen und daraus klare Kauf- und Verkaufsentscheidungen abzuleiten.

Entwickelt wurde sie von Stan Weinstein in seinem Klassiker-Buch "Secrets for Profiting in Bull and Bear Markets" (1988). Die Methode hat sich über Jahrzehnte bewährt und wird bis heute von vielen Profi-Tradern und Investoren genutzt.

Jede Aktie durchläuft immer wieder denselben 4-Stufen-Zyklus:



Stage 1:

Accumulation (Bodenbildung / Akkumulation)

Der Kurs bewegt sich seitwärts (flache Range), oft nach einem langen Absturz. Der 30-Wochen-Simple-Moving-Average (30-Wochen-SMA) flacht ab oder steigt leicht an.

Handelsregel: Finger weg! Zu riskant, da der Abwärtstrend noch nicht gebrochen ist.

Stage 2:

Advancing / Markup (Aufwärtstrend / Hausse-Phase)

Der Kurs bricht nach oben aus der Stage-1-Range heraus (Breakout über den Widerstand). Der 30-Wochen-SMA dreht klar nach oben und der Kurs bleibt meist darüber.

Handelsregel: Kaufen! Die besten Einstiege sind beim Breakout oder bei Pullbacks zum steigenden 30-Wochen-MA. Halte solange der Kurs über der MA bleibt.

Stage 3:

Distribution (Verteilung / Top-Bildung)

Der Kurs bewegt sich wieder seitwärts (oft in einer Range oben), der 30-Wochen-SMA flacht ab oder beginnt zu fallen.

Handelsregel: Vorsicht! Verkäufe oder reduziere Positionen. Warte nicht auf den großen Crash.

Stage 4:

Declining / Markdown (Abwärtstrend / Baisse-Phase)

Der Kurs bricht nach unten aus der Stage-3-Range (Breakdown unter den Support). Der 30-Wochen-SMA dreht klar nach unten, Kurs bleibt meist darunter.

Handelsregel: Verkaufen / Finger weg! Bis Stage 1 wieder erscheint.

Einfache Regeln von Stan Weinstein:

- Kaufe nie eine Aktie unter ihrer fallenden 30-Wochen-MA.
- Kaufe nur in Stage 2 (Breakout oder Pullback in Stage 2).
- Verkäufe, sobald der Kurs unter die 30-Wochen-MA fällt.

Bei der Stage-Analyse nutzt man Volumen und Relative Stärke als entscheidende BestätigungsfILTER, um Fehlsignale zu minimieren und nur die wirklich starken Trades herauszufiltern.

Volumen zeigt, ob echte Marktteilnehmer (insbesondere institutionelle Investoren) hinter einer Preisbewegung stehen.

Stage 1:

Das Volumen ist meist niedrig und nimmt ab, weil die Panikverkäufe vorbei sind. Ein plötzlich hohes Volumen bei noch fallenden Preisen signalisiert, dass der Abwärtstrend noch nicht beendet ist.

Stage 2:

Hier muss das Volumen deutlich (idealerweise 50 bis 150 Prozent über dem Durchschnitt) ansteigen, um zu beweisen, dass viele Käufer einsteigen und der neue Aufwärtstrend echte Kraft hat. Ohne diese Volumenspitze ist der Ausbruch häufig ein False Breakout und sollte gemieden werden. Während eines Pullbacks in Stage 2 sollte das Volumen hingegen stark zurückgehen, was auf geringen Verkaufsdruck und eine gesunde Korrektur hinweist. Steigendes Volumen beim Rücksetzer ist dagegen ein Warnsignal.

Stage 3:

Oft hohes Volumen, aber der Preis kommt nicht mehr höher. Der Breakdown in Stage 4 wird meist von einem Volumensprung begleitet, der die Panik und den echten Trendwechsel bestätigt.

Die Relative Stärke (RS) misst, ob die Aktie den Gesamtmarkt (z. B. S&P 500) outperformt. Eine steigende RS-Linie oder eine Linie, die klar über ihrer eigenen gleitenden Durchschnittslinie oder über der Null-Linie liegt, zeigt Führerschaft und Stärke.

Stage 1:

RS stabilisiert sich oft zuerst oder dreht bereits leicht nach oben, ein frühes Zeichen für einen kommenden Boden.

Stage 2:

Eine deutlich positive und steigende RS ist essenziell. Nur Aktien, die den Markt klar schlagen, haben das Potenzial für nachhaltige, große Läufe. Ein Breakout ohne RS-Stärke ist meist kurzlebig. Während der gesamten Stage 2 sollte die RS weiter steigen oder mindestens hoch bleiben.

Ein Abflachen oder Rückgang der RS warnt frühzeitig, dass das Momentum nachlässt und Stage 3 bevorsteht. In Stage 3 und Stage 4 bricht die RS häufig früher als der Preis selbst nach unten und ist oft das erste klare Verkaufssignal.

Der ideale Stage-2-Trade entsteht, wenn der Preis klar über der steigenden 30-Wochen-MA liegt, das Volumen beim Breakout explodiert und die Relative Stärke stark positiv und aufwärts gerichtet ist. Fehlt eines dieser drei Elemente, sinkt die Wahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Trades deutlich.

Die Erfolgsquote der Stage Analysis nach Stan Weinstein lässt sich nicht mit einer einzigen, universell gültigen Prozentzahl festlegen. Es keine große, öffentliche, unabhängige Langzeitstudie, die exakt diese Methode isoliert analysiert hat (im Gegensatz zu manchen Chartmustern bei Bulkowski).

Allerdings kann man aus verfügbaren Backtests, Trader-Erfahrungen, Community-Diskussionen und indirekten Analysen eine realistische Einschätzung ableiten:

In 55-70 % der Fälle, in denen man in Stage 2 einsteigt (Breakout oder Pullback), läuft der Trade zumindest nicht gegen einen oder bringt moderaten Gewinn. In starken Bullenmärkten kann sie auf 75-85 % klettern, weil viele Stage-2-Phasen monate- bis jahrelang laufen.

Warum die Quote höher ist als bei vielen anderen Methoden?

Stage Analysis ist kein reines Muster, sondern ein starker Trendfilter, man handelt fast ausschließlich in Richtung des primären Trends (Stage 2). Der 30-Wochen-MA schützt vor großen Verlusten und man vermeidet systematisch Stage 4 (die verlustreichste Phase).

Stage Analysis nach Stan Weinstein gilt in der Trading-Community als eine der Methoden, die am wenigsten anfällig für Bestätigungsfehler und viele andere klassische psychologische Fallen ist. Das liegt nicht daran, dass sie „bias-frei“ wäre (kein System ist das), sondern daran, dass ihr Design viele der typischen Denkfehler strukturell erschwert oder sogar verhindert.

Die Gründe, warum Stage Analysis psychologisch robuster ist als z. B. Chartmustern, Elliott-Wellen oder subjektive Price-Action-Ansätze ist klar:

- Sehr klare, objektive Regeln statt Interpretation
- Der 30-Wochen-SMA ($\approx$ 150-Tage-MA) ist der zentrale, mathematisch eindeutige Filter und automatischer „Emotionsschutz“. Sobald der Kurs unter die MA fällt, verkaufen oder stark reduzieren.
- Es gibt wenig Raum für „Ich sehe da trotzdem ein bullisches Muster“ oder „Das ist nur eine kleine Korrektur, ich halte durch“. Bestätigungsfehler brauchen Grauzonen und Interpretationsspielraum, Stage Analysis minimiert genau diese.

Stage-Analyse ist nicht immun gegen Psychologie, aber sie ist strukturell so, dass sie viele der gefährlichsten Biases durch Einfachheit, Objektivität, Trend-Fokus und automatische Exit-Regeln minimiert werden. Deshalb nennen viele erfahrene Trader und Investoren sie „den einfachsten und besten Schutz vor sich selbst“. Genau aus diesem Grund überlebt sie seit über 35 Jahren bei Profis und wird immer wieder als Basis-Strategie empfohlen - besonders für Menschen, die wissen, dass ihre größte Gefahr nicht der Markt ist, sondern ihr eigenes Denken.

Wer sich umfassend und fundiert mit den unterschiedlichsten Methoden der klassischen technischen Analyse auseinandersetzen möchte, dem sei das Standardwerk „Technische Analyse: Schwager on Futures“ von Jack D. Schwager empfohlen.

Auf über 850 Seiten erläutert der Autor nahezu jede relevante Form der klassischen Chart- und technischen Analyse, detailliert, praxisnah und kritisch differenziert.

Indikatoren

Wie bereits erwähnt, zählen Fibonacci-Retracements, der Relative Strength Index (RSI) und der MACD zu den in der Praxis mit Abstand am häufigsten eingesetzten technischen Indikatoren.

Im Folgenden werden diese drei Indikatoren hinsichtlich ihrer Funktionsweise, ihrer theoretischen Grundlage sowie ihres tatsächlichen Nutzens und ihrer Grenzen in realen Marktumfeldern differenziert beleuchtet.

Fibonacci in der technische Analyse basiert auf der Fibonacci-Folge und ihren abgeleiteten Verhältnissen. Diese Zahlenreihe (0, 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, ...) wurde schon im 13. Jahrhundert von Leonardo Fibonacci beschrieben und taucht in der Natur häufig auf (z. B. Blütenblätter, Schneckenhaus-Spiralen). Trader nutzen daraus abgeleitete Prozentsätze, um potenzielle Unterstützungs-, Widerstands- und Zielniveaus im Kursverlauf vorherzusagen.

Die wichtigsten Werkzeuge sind Fibonacci Retracements und Fibonacci Extensions. Beide werden auf Charts gezogen, indem man zwei markante Punkte verbindet (meist ein signifikanter Tief- und Hochpunkt einer Bewegung).

Fibonacci Retracements (Rücksetzer-Level)

Diese zeigen, wie weit eine Korrektur (Pullback) in einem bestehenden Trend typischerweise zurückläuft, bevor der Trend fortgesetzt wird.

Wichtigste Level (Prozentsätze der vorherigen Bewegung):

- 23,6 %
- 38,2 %
- 50,0 % (kein echtes Fibonacci-Verhältnis, aber sehr häufig respektiert)
- 61,8 % (das „goldene Verhältnis“ – das wichtigste Level)
- 78,6 % (Wurzel aus 61,8 %)
- Manchmal 100 % (vollständige Rücknahme) oder 0 % (keine Korrektur)

Anwendung (einfach erklärt):

- In einem Aufwärtstrend: Ziehe vom Tief zum Hoch. Die Retracement-Level sind potenzielle Kaufzonen (Unterstützung), wo der Kurs abprallen und weiter steigen könnte.
- In einem Abwärtstrend: Ziehe vom Hoch zum Tief. Die Level sind potenzielle Verkaufszonen (Widerstand).
- Häufigstes Szenario: Der Kurs korrigiert bis 38,2 %, 50 % oder 61,8 % und dreht dann wieder in Trendrichtung.

Fibonacci Extensions (Ziel-Level / Projektionen)

Diese projizieren, wie weit der Trend nach einer Korrektur weiterlaufen könnte.

Wichtigste Level: 127,2 % und 161,8 % (goldenes Verhältnis – das beliebteste Ziel)

Anwendung:

- Nach einer Korrektur (z. B. nach 61,8 %-Retracement) zieht man das Tool vom Tief über das Hoch der vorherigen Bewegung bis zum Ende der Korrektur.
- Die Extensions geben Take-Profit-Ziele oder mögliche Wendepunkte an.

Fibonacci hilft, logische Punkte für Einstiege (Retracements) und Ausstiege/Ziele (Extensions) zu finden, basierend auf mathematischen Proportionen und kollektiver Marktteilnehmer-Psychologie, da viele Trader dieselben Levels nutzen. Es ist eines der am häufigsten genutzten Tools in der Charttechnik und funktioniert überwiegend in trendstarken Märkten.

Wissenschaftliche Arbeiten zeigen, dass Fibonacci-Level statistisch signifikant öfter als Zufall respektiert werden, aber die Überlegenheit gegenüber reinen Random-Levels moderat (oft 5–15 %) ausfällt. Fibonacci ist kein Garant, sondern ein Wahrscheinlichkeits-Tool.

Die in Kapitel 5 dargestellte Methode der technischen Analyse zeigt, warum der Einsatz von Fibonacci-Retracements und -Extensions in der Praxis überflüssig ist, wenn es darum geht, potenzielle Trendwendepunkte mit höherer Wahrscheinlichkeit zu identifizieren.

RSI und **MACD** sind zwei der beliebtesten und am häufigsten genutzten Oszillatoren in der technischen Analyse. Beide helfen, Momentum, Überkauf/Überverkauf und mögliche Trendwechsel zu erkennen. Hier eine klare, sachliche Erklärung:

Der RSI (Relative Strength Index) misst die Stärke einer Kursbewegung und zeigt, ob eine Aktie (oder ein Index) überkauft oder überverkauft ist.

Berechnung (Standard):

14 Perioden (meist Tage oder Wochen)

$$RSI = 100 - [100 / (1 + RS)]$$

RS = Durchschnittlicher Gewinn der letzten 14 Perioden / Durchschnittlicher Verlust der letzten 14 Perioden

Überkauft: $RSI > 70 \rightarrow$ Kurs ist stark gestiegen, mögliche Korrektur (Verkaufssignal)

Überverkauft: $RSI < 30 \rightarrow$ Kurs ist stark gefallen, mögliche Erholung (Kaufsignal)

In starken Trends (Trend kann lange überkauft/überverkauft bleiben) liegt der RSI oft falsch.

Der MACD (Moving Average Convergence Divergence) ist ein Trendfolge- und Momentum-Indikator, der die Beziehung zwischen zwei exponentiellen gleitenden Durchschnitten (EMA) darstellt.

Standard-Einstellung:

MACD(12, 26, 9)

MACD-Linie = $EMA(12) - EMA(26)$

Signallinie = 9-Perioden-EMA der MACD-Linie

Histogramm = MACD-Linie minus Signallinie

Anwendung:

- MACD-Linie kreuzt Signallinie von unten nach oben → Kaufsignal (bullish)
- MACD-Linie kreuzt Signallinie von oben nach unten → Verkaufssignal (bearish)
- MACD über Null → Aufwärtstrend (bullish Momentum)
- MACD unter Null → Abwärtstrend (bearish Momentum)
- Wachsende Balken → Momentum nimmt zu
- Schrumpfende Balken → Momentum lässt nach (oft Vorzeichen einer Umkehr)

Ein zentrales Problem bei Indikatoren wie RSI, MACD oder Fibonacci-Levels besteht darin, dass sie in der Realität nur intermittierend funktionieren. Sie produzieren regelmäßig falsche Signale, die zu teuren Fehlentscheidungen führen können.

Klassisches Beispiel:

Eine Aktie kann tagelang oder wochenlang einen RSI-Wert über 70 aufweisen, ohne dass eine nennenswerte Korrektur einsetzt. Rückblickend lassen sich auf jedem Chart unzählige „perfekte“ Signale finden. In Echtzeit ist es jedoch extrem schwierig, das richtige Signal vom Rauschen zu unterscheiden. Es ist kaum vorstellbar, dass ein Trader mit einem dieser Indikatoren allein konsistente, positive Erwartungswerte erzielen könnte.

Theoretisch ließe sich ein sehr eng definiertes, mehrstufiges Handelssystem konstruieren, das solche Indikatoren in einen engen Filterkontext einbettet (z. B. nur Käufe in starken Aufwärtstrends bei bestimmten RSI-Divergenzen). In der Praxis macht dies die Indikatoren jedoch meist überflüssig, denn wenn der übergeordnete Trendfilter bereits die Richtung vorgibt, tragen die nachgelagerten Oszillatoren in der Regel nur wenig zusätzliche Informationen bei.

Am grundlegendsten stellt sich die Frage:

Warum sollte man überhaupt eine mathematische Ableitung des Preises studieren, wenn man den Preis selbst direkt beobachten und analysieren kann?

Der Glaube, dass solche Konstrukte die Zukunft „vorhersagen“ oder einen entscheidenden Vorteil gegenüber der reinen Preisbeobachtung verschaffen, ist empirisch kaum haltbar.

Chartmuster, klassische Formationen und Indikatoren sind letztlich Visualisierungen potenzieller Wahrscheinlichkeitskonstellationen, häufig werden daraus jedoch narrative Phantasien und Bestätigungsillusionen konstruiert. Sie dienen in erster Linie der Strukturierung von Preisverläufen, nicht der präzisen Berechnung künftiger Kurse.

Technische Analysemethoden neigen dazu, mit zunehmender Komplexität immer anfälliger für Overfitting, subjektive Interpretation und psychologische Verzerrungen zu werden. Und genau darin liegt eines der größten Probleme:

Je komplizierter das System, desto mehr Gelegenheiten entstehen, die Daten rückwirkend „passend“ zu machen, und desto geringer wird in der Regel die reale Vorhersagekraft im Live-Handel.

KI-Tools

Einige Marktteilnehmer, insbesondere Einsteiger, gehen davon aus, dass KI-Tools oder konversationelle KI-Modelle (z. B. ChatGPT) geeignet wären, um Finanzmärkte fundiert zu analysieren oder Kursbewegungen verlässlich vorherzusagen.

Diese Tools sind für die Analyse von Kursverläufen und die Vorhersage zukünftiger Kursbewegungen grundsätzlich nicht geeignet, und das aus mehreren strukturellen Gründen.

Effizienzmarkthypothese (EMH):

Alle bekannten Informationen sind bereits im Preis enthalten. Nach der schwachen und halbstrengen Form der EMH spiegelt der aktuelle Kurs alle öffentlich verfügbaren Informationen (historische Preise, Volumen, News, Bilanzen, Sentiment usw.) bereits wider. Jede neue Information wird nahezu augenblicklich eingepreist.

KI-Modelle, egal ob Machine Learning, Deep Learning oder Large Language Models, trainieren fast ausschließlich auf historischen Daten. Sie können daher nur Muster aus der Vergangenheit lernen und extrapolieren. Sobald der Markt jedoch neue, unvorhergesehene Informationen erhält (Geopolitik, Zinsentscheidungen, Bilanzbombe, Black-Swan-Ereignisse), versagt jede historische Modellierung. Der Preis passt sich sofort an. Die KI hat keine Chance, das vorherzusagen.

Nicht-stationäre, chaotische und reflexive Märkte:

Finanzmärkte sind nicht-stationär (die statistischen Eigenschaften ändern sich ständig) und chaotisch (kleine Änderungen können große, unvorhersehbare Auswirkungen haben). Dazu sind sie reflexiv, das Verhalten der Marktteilnehmer (inkl. KI-Algos selbst) beeinflusst den Preis, der Preis beeinflusst wiederum das Verhalten. Eine Endlosschleife, die kein rein datenbasiertes Modell stabil modellieren kann. KI erkennt Korrelationen hervorragend, kann aber Kausalität nicht von Zufall unterscheiden.

Random-Walk-Charakter und fehlende echte Vorhersagbarkeit:

Nach der Random-Walk-Theorie (Burton Malkiel u. a.) sind Kursbewegungen auf kurzen bis mittleren Zeithorizonten weitgehend zufällig und unvorhersehbar.

Empirische Studien (inkl. neuerer aus 2024/2025) zeigen durchgängig: Selbst die fortschrittlichsten KI-Modelle erreichen keine konsistente Outperformance gegenüber einem simplen Buy-&-Hold-Index über längere Perioden - nach Abzug von Transaktionskosten und Steuern erst recht nicht.

KI verarbeitet Zahlen und Text, aber sie versteht keine menschliche Gier, Angst, Panik oder geopolitische Narrative auf menschliche Weise. Sie ist hervorragend darin, Muster in vergangenen Daten zu finden, Risiken zu quantifizieren, Sentiment zu extrahieren oder Portfolios zu optimieren. Sie kann zukünftige Kursbewegungen jedoch nicht zuverlässig vorhersagen, weil Märkte per Definition effizient, chaotisch, reflexiv und von unvorhersehbaren externen Schocks getrieben sind. Der Markt bleibt letztlich ein Wettbewerb um Informationen und Psychologie und keine noch so fortschrittliche KI kann die Zukunft kennen, bevor sie eintritt.

KAPITEL 4

HANDELSWERKZEUGE DER PROFIS

Es gibt eine Reihe von Finanzinstrumenten, wie Optionen, Futures und Zertifikate, die von professionellen Marktteilnehmern genutzt werden. Im Folgenden werden diese wichtigsten Handelswerkzeuge jeweils kurz vorgestellt und die mit ihnen verbundenen spezifischen Risiken beleuchtet.

Optionen

Eine Option ist ein standardisiertes Finanzderivat, das dem Käufer das Recht (nicht die Verpflichtung) einräumt, einen bestimmten Basiswert (z. B. Aktie, Index, Rohstoff) zu einem vorher festgelegten Preis (Strike-Preis) bis zu einem bestimmten Datum (Verfalltag) zu kaufen oder zu verkaufen. Der Käufer der Option zahlt dem Verkäufer hierfür sofort eine Prämie. Diese Prämie stellt die Gegenleistung für das eingeräumte Recht dar und ist der maximale Verlust des Optionskäufers.

Man unterscheidet zwei Grundtypen:

Call-Option (Kaufoption)

Gibt dem Inhaber das Recht, den Basiswert zum Strike-Preis zu kaufen.
Typischerweise eingesetzt, wenn ein steigender Kurs erwartet wird.

Put-Option (Verkaufsoption)

Gibt dem Inhaber das Recht, den Basiswert zum Strike-Preis zu verkaufen.
Typischerweise eingesetzt, wenn ein fallender Kurs erwartet wird.

Käufer einer Option (Long Call / Long Put)

Begrenztes Verlustrisiko = Höhe der gezahlten Prämie (max. 100 % Verlust)

Theoretisch unbegrenztes Gewinnpotenzial (bei Calls) bzw. hohes Gewinnpotenzial (bei Puts)

Verkäufer einer Option (Short Call / Short Put)

Erhält die Prämie sofort als Einnahme

Verpflichtet sich zur Erfüllung, falls der Käufer die Option ausübt

Risiko: bei Short Call theoretisch unbegrenzt, bei Short Put begrenzt auf den Basiswert minus Prämie

Der Wert einer Option wird maßgeblich bestimmt durch:

- den aktuellen Kurs des Basiswerts
- den Abstand zum Strike-Preis
- die verbleibende Restlaufzeit
- die implizite Volatilität
- das aktuelle Zinsniveau

Optionskontrakte werden in der Regel nicht primär zur physischen Lieferung des Basiswerts genutzt, sondern meist vor Verfall glattgestellt (durch Gegengeschäft verkauft bzw. zurückgekauft).

Optionen sind Hebelinstrumente, die es ermöglichen, mit relativ geringem Kapitaleinsatz gezielt auf Kursrichtung, Volatilität oder Zeitverlauf zu spekulieren. Gleichzeitig bergen sie - insbesondere auf der Short-Seite - erhebliche Risiken bis hin zum Totalverlust des eingesetzten Kapitals oder darüber hinaus. Der Handel setzt daher fundierte Kenntnisse der Preisbildung, Risikomanagement und der vertraglichen Regelungen voraus.

Wer mit Aktien keine kontinuierlichen Gewinne erzielt, sollte Optionen nicht anrühren.

Futures

Ein Future (Terminkontrakt) ist ein standardisierter, börsengehandelter Vertrag, bei dem sich Käufer und Verkäufer verpflichten, einen bestimmten Basiswert (Underlying) zu einem festgelegten Preis (Futures-Preis) zu einem festen zukünftigen Zeitpunkt (Verfalltag / Liefertermin) zu kaufen bzw. zu verkaufen. Im Gegensatz zu Optionen besteht bei Futures für beide Vertragsparteien eine Erfüllungspflicht - es handelt sich also um ein verbindliches Termingeschäft.

Alle Vertragsdetails (Kontraktgröße, Basiswert-Qualität, Verfalltermine, Mindestpreisveränderung/ Tick-Size etc.) sind von der Terminbörse (z. B. Eurex, CME, ICE) exakt vorgegeben.

Futures werden ausschließlich an regulierten Terminbörsen gehandelt. Eine zentrale Clearing-Stelle (z. B. Eurex Clearing) übernimmt das Kontrahentenrisiko - Käufer und Verkäufer müssen sich nicht gegenseitig kennen oder vertrauen.

Beim Eingehen einer Position muss nur eine Sicherheitsleistung (Initial Margin) hinterlegt werden, meist 3-12 % des Kontraktwerts. Die Margin wird täglich neu bewertet (Mark-to-Market). Bei Verlusten kann eine Nachschusspflicht (Variation Margin / Margin Call) entstehen.

Durch die geringe Margin im Verhältnis zum Kontraktwert entsteht eine starke Hebelwirkung. Kursbewegungen von wenigen Prozent können das eingesetzte Eigenkapital vervielfachen - sowohl positiv als auch negativ.

Long Future: Käufer profitiert von steigenden Kursen des Basiswerts

Short Future: Verkäufer profitiert von fallenden Kursen

Bei den meisten Finanz-Futures (Indizes, Zinsen) erfolgt Barausgleich. Die Differenz zwischen Future-Preis und Schlussabrechnungspreis wird in bar ausgeglichen. Bei Waren-Futures (Rohstoffe) ist physische Lieferung möglich, findet aber nur in sehr wenigen Fällen statt (< 2-3 %). Die meisten Positionen werden vorher glattgestellt.

Hauptverwendungszwecke:

1. Absicherung (Hedging)

Produzenten, Verarbeiter, Exporteure sichern sich gegen ungünstige Preisveränderungen ab.

2. Spekulation

Gezieltes Wetten auf Kursrichtung mit Hebel.

3. Arbitrage & Spread-Trading

Ausnutzen von Preisunterschieden (z. B. zwischen verschiedenen Verfallmonaten oder Märkten).

Futures sind hoch liquide, transparente und sehr effiziente Instrumente mit exzellenter Preisbildung. Sie bieten hervorragende Möglichkeiten zur Absicherung und zur spekulativen Ausnutzung von Marktbewegungen - allerdings mit erheblichem Risiko. Aufgrund der Hebelwirkung und der Nachschusspflicht können Verluste das eingesetzte Kapital deutlich übersteigen. Der Handel setzt fundierte Kenntnisse der Margin-Mechanismen, der Kontraktspezifikationen, der Börsenregeln, sowie ein konsequentes Risiko- und Positionsmanagement voraus.

CFDs

Ein CFD, also ein Contract for Difference oder Differenzkontrakt, ist ein außerbörslich gehandelter Vertrag zwischen einem Trader und einem CFD-Broker. Der Trader kauft oder verkauft dabei nicht den eigentlichen Basiswert - also keine Aktie, keinen Index, kein Gold oder kein Währungspaar -, sondern schließt lediglich eine Wette auf die zukünftige Preisentwicklung ab. Am Ende wird ausschließlich die Differenz zwischen dem Einstiegspreis und dem Ausstiegspreis in bar abgerechnet: positiv bei Gewinn, negativ bei Verlust.

Der entscheidende Vorteil bzw. Nachteil von CFDs liegt in der starken Hebelwirkung. Der Trader muss nur einen Bruchteil des eigentlichen Positionswerts als Sicherheitsleistung (Margin) hinterlegen - in der EU meist zwischen 3,3 % und 50 % je nach Basiswert und Regulierung. Dadurch können bereits kleine Kursbewegungen zu überproportional hohen Gewinnen oder Verlusten führen. Long-Positionen profitieren von steigenden, Short-Positionen von fallenden Kursen, wodurch CFDs in beide Richtungen gleichermaßen genutzt werden können.

Da CFDs außerbörslich gehandelt werden, hängt die Ausführung, der Spread und die Finanzierung vollständig vom jeweiligen Broker ab. Seriöse Anbieter spiegeln den realen Marktpreis in der Regel sehr eng wider, erheben aber meist einen etwas breiteren Bid-Ask-Spread, als der zugrundeliegende Markt. Werden Positionen über Nacht gehalten, fallen tägliche Finanzierungskosten (Swaps) an, die bei Long-Positionen meist negativ und bei Short-Positionen teilweise positiv ausfallen können.

Die Risiken sind entsprechend hoch:

Durch den Hebel kann das eingesetzte Kapital schnell verloren gehen, bei manchen Brokern bestand früher sogar Nachschusspflicht. Seit der ESMA-Regulierung 2018 gilt in der EU jedoch ein Negativsaldoschutz, der verhindert, dass das Verlustkonto negativ wird. Dennoch zählen CFDs zu den risikoreichsten Produkten für Privatanleger, weshalb Broker verpflichtet sind, deutliche Warnhinweise anzubringen („CFDs sind komplexe Instrumente und bergen ein hohes Risiko, schnell Geld zu verlieren“).

Zusammengefasst bieten CFDs sehr einfachen, flexiblen und günstigen Zugang zu nahezu allen Märkten - auch mit kleinen Konten und in beide Richtungen. Gleichzeitig erfordern sie aufgrund des Hebels, der Finanzierungskosten und des Gegenparteirisikos (der Broker ist die Gegenpartei) ein sehr diszipliniertes Risikomanagement, klare Stop-Loss-Regeln und ein realistisches Verständnis dafür, dass die Mehrheit der Privatanleger bei diesem Produkt langfristig Geld verliert.

Margin

Wie bereits erwähnt, ist für den Handel mit den genannten derivativen Finanzinstrumenten in der Regel ein Margin-Konto (auch Hebel- oder Wertpapierkreditkonto genannt) erforderlich. Im Folgenden wird dieser Kontotyp, sowie dessen Funktionsweise und wesentliche Merkmale näher erläutert.

Ein Marginkonto ist ein spezielles Wertpapierdepot bei einem Broker, das den Handel mit Hebelprodukten und die Aufnahme von Krediten (Margin-Kredit) ermöglicht. Im Gegensatz zu einem normalen Cash-Konto oder Depot muss beim Marginkonto nicht der volle Kaufpreis einer Position sofort mit eigenem Geld bezahlt werden. Der Broker stellt einen Teil des Kapitals als Kredit zur Verfügung.

Das zentrale Prinzip ist die Sicherheitsleistung (Margin), die der Trader hinterlegen muss. Diese Margin beträgt je nach Produkt, Broker und Regulierung nur einen Bruchteil des tatsächlichen Positionswerts. Der Rest wird vom Broker „geliehen“.

Dadurch entsteht eine Hebelwirkung:

Mit wenig Eigenkapital können deutlich größere Positionen kontrolliert werden.

Typische Produkte, die ein Marginkonto voraussetzen oder stark nutzen:

- CFDs
- Forex (Devisenhandel)
- Futures
- Optionen (insbesondere Naked-Short-Positionen)
- Aktien auf Margin (Kauf auf Kredit / Leerverkäufe)
- Spread Betting (in manchen Ländern)

Angenommen, Sie möchten Aktien im Gegenwert von 100.000 € erwerben und der Broker verlangt eine Initial Margin von 25 %. In diesem Fall müssen Sie lediglich 25.000 € Eigenkapital einbringen. Die verbleibenden 75.000 € werden Ihnen vom Broker als Kredit (Margin-Darlehen) zur Verfügung gestellt.

Steigt der Aktienkurs um 10 %, erzielt die Position einen Gewinn von 10.000 €. Das entspricht einer Rendite von 40 % auf das eingesetzte Eigenkapital (10.000 € Gewinn / 25.000 € Eigenkapital). Fällt der Aktienkurs um 10 %, entsteht ein Verlust von 10.000 €. Das entspricht einem Verlust von 40 % des eingesetzten Eigenkapitals.

Durch die Hebelwirkung werden sowohl Gewinne als auch Verluste im Verhältnis zum eingesetzten Eigenkapital vervielfacht.

Täglich wird die Position mark-to-market bewertet. Sinkt der Depotwert unter eine bestimmte Schwelle (Maintenance Margin), erhält man einen Margin Call:

Man muss sofort Geld nachschießen oder Positionen reduzieren/auflösen. Wird die Margin zu stark unterschritten, kann der Broker die Positionen zwangsweise liquidieren (Stop-Out / Forced Liquidation), oft zu ungünstigen Kursen.

Ein Marginkonto ist die technische Voraussetzung für fast jeden echten Hebelhandel. Es erlaubt es, mit relativ wenig Eigenkapital große Marktpositionen einzugehen und in beide Richtungen (Long und Short) zu handeln. Gleichzeitig ist es extrem risikoreich:

Margin Calls, Zwangsliquidationen und die Möglichkeit, mehr als das eingesetzte Kapital zu verlieren (außer bei EU-Brokern mit Negativsaldoschutz), machen es zu einem der gefährlichsten Werkzeuge für Privatanleger. Wer ein Marginkonto nutzt, sollte die Margin-Anforderungen, Hebelwirkung und Liquidationsregeln des Brokers exakt kennen und striktes Risikomanagement betreiben.

Hebel-Zertifikate und ETCs

Diese Finanzinstrumente sind in der Regel über ein herkömmliches Wertpapierdepot handelbar. Im Folgenden finden Sie einen direkten Vergleich der beiden Produkte hinsichtlich ihrer wesentlichen Eigenschaften. Zum Vergleich stehen UBS Faktor-Zertifikat Long (3x) und WisdomTree NASDAQ 100 3x Daily Leveraged ETC (beide auf den NASDAQ-100 Index, Hebel 3x Long)

Beide Produkte zielen auf die dreifache tägliche Performance des NASDAQ-100 ab (vor Kosten). Sie sind hochspekulativ, stark pfadabhängig und für eher kurzfristige Einsätze konzipiert.

Beide leiden unter Volatilitätsverlusten (Volatility Drag) in schwankungsstarken oder seitwärts laufenden Märkten, besonders relevant beim volatilen NASDAQ-100 (~42-44 % jährliche Volatilität).

Beide unterliegen Emittentenrisiko* (Totalverlust bei Insolvenz von UBS bzw. WisdomTree möglich).

UBS Faktor-Zertifikat Long (3x)

Vorteile:

Reset-Mechanismus:

Der Reset-Mechanismus (Anpassung des Strikes bei Berührung der Adjustable Reset Barrier) kann ein Knock-Out verzögern, was die Lebensdauer des Zertifikats in volatilen Märkten verlängern kann. Dies ist besonders nützlich, wenn der NASDAQ-100 kurzfristige Rücksetzer erlebt, aber langfristig steigt.

Nachteile:

Knock-Out-Risiko:

Der größte Nachteil ist die Möglichkeit eines Totalverlusts, wenn der NASDAQ-100 auf oder unter den Strike fällt. Bei einem Hebel von 3x ist der Strike weiter vom aktuellen Kurs entfernt als bei höheren Hebeln, aber das Risiko bleibt, insbesondere in volatilen Märkten wie dem NASDAQ-100.

Finanzierungskosten:

Die tägliche Erhöhung des Strikes (bei Long-Zertifikaten) durch Finanzierungskosten (z. B. 1-3 % p.a.) schmälert die Rendite über längere Zeiträume, selbst wenn der NASDAQ-100 steigt. Dies ist der Grund warum der Hebel (Hebelwirkung) bei Zertifikaten mit der Zeit nachlassen kann.

Pfadabhängigkeit:

In Seitwärtsmärkten oder bei schwankenden Kursen ohne klaren Aufwärtstrend kann der Wert des Zertifikats durch tägliche Anpassungen erheblich sinken.

WisdomTree NASDAQ 100 3x Daily Leveraged ETC

Vorteile:

Kein Knock-Out-Risiko: ohne Strike gibt es kein abruptes Verfallsereignis, was den ETC theoretisch länger haltbar macht als ein Faktor-Zertifikat. Dies ist ein Vorteil, wenn der NASDAQ-100 volatil ist, aber langfristig steigt.

Einfachere Struktur:

Kein Conversion Ratio oder Reset-Mechanismus macht die Wertentwicklung transparenter, da sie direkt die 3x-Performance des NASDAQ-100 widerspiegelt (vor Gebühren).

Nachteile:

Pfadabhängigkeit und Volatilitätsverlust:

Das tägliche Rebalancing führt zu einem Zinseszinsverlust, der in volatilen oder Seitwärtsmärkten hohe Verluste verursachen kann. Der NASDAQ-100 ist volatil, was diesen Effekt verstärkt.

Kosten:

Die Gesamtkostenquote (TER) und Rebalancing-Kosten schmälern die Rendite, besonders über längere Zeiträume.

Eignung:

Marginal besser für längerfristiges Halten als das UBS Faktor-Zertifikat, da es kein Knock-Out-Risiko gibt. Dennoch ist es für längere Haltedauern ungeeignet, da Volatilitätsverluste und Kosten die Performance stark beeinträchtigen.

Im Vergleich zu UBS Faktor-Zertifikaten bieten WisdomTree gehebelte ETCs einige Vorteile, insbesondere die Abwesenheit eines Strikes und eines Knock-Out-Risikos, was sie theoretisch länger haltbar macht. Ausserdem erfordern sie weniger aktive Überwachung, da es keine dynamischen Anpassungen wie Reset-Barrieren gibt, was den Handelsaufwand reduziert. Die

einfache Struktur ohne Strike oder Reset-Mechanismus erleichtert den Handel im Vergleich zu Faktor-Zertifikaten, aber die Risiken bleiben dennoch hoch.

***Emittentenrisiko**

Sowohl UBS Faktor-Zertifikate, als auch WisdomTree ETCs unterliegen dem Kreditrisiko des jeweiligen Emittenten. Bei einer Insolvenz von UBS (für Faktor-Zertifikate) oder WisdomTree (für ETCs) droht ein Totalverlust des eingesetzten Kapitals - unabhängig von der Wertentwicklung des Basiswerts. Faktor-Zertifikate sind strukturierte Produkte, ETCs sind Schuldverschreibungen, die beide nicht als Sondervermögen geschützt sind. Dieses Risiko ist besonders relevant, da weder UBS noch WisdomTree vollständig immun gegen finanzielle Schwierigkeiten sind, auch wenn sie etablierte Emittenten sind.

Short Selling

Der Leerverkauf, auch Short Selling genannt, ermöglicht es einem Anleger, von fallenden Kursen einer Aktie zu profitieren, indem er Wertpapiere verkauft, die er zum Zeitpunkt des Verkaufs nicht besitzt. Dazu leiht er sich die entsprechenden Aktien über seinen Broker von einem Eigentümer (meist institutionellen Investoren), verkauft sie sofort am Markt und erhält den Verkaufserlös. Später kauft er die gleiche Anzahl Aktien am Markt zurück (idealerweise zu einem niedrigeren Kurs) und gibt sie an den Verleiher zurück. Die Differenz zwischen Verkaufs- und Rückkaufpreis stellt den Gewinn dar (abzüglich aller Kosten).

Die wesentlichen Kosten umfassen die Leihgebühr für die geliehenen Aktien, die je nach Nachfrage und Verfügbarkeit stark variieren kann, sowie Sollzinsen auf das genutzte Margin-Kapital. Fallen während der Short-Position Dividenden an, muss der Leerverkäufer diese ebenfalls an den Verleiher entrichten.

Das zentrale Risiko besteht darin, dass der Kurs theoretisch unbegrenzt steigen kann. Im Gegensatz zu Long-Positionen, bei denen der maximale Verlust auf den Einsatz beschränkt ist, ist das Verlustrisiko beim klassischen Short Selling unbegrenzt. Besonders riskant wird die Position durch einen möglichen Short Squeeze, bei dem starke Käufe (z. B. durch koordinierte Käufer) den Kurs explosionsartig nach oben treiben und Leerverkäufer gezwungen werden, zu hohen Preisen zurückzukaufen.

Neben dem klassischen Leerverkauf existieren für Privatanleger einfachere Alternativen wie der Short-Handel über CFDs (keine tatsächliche Leihe erforderlich), der Kauf von Put-Optionen (begrenztetes Risiko), inverse ETFs oder Futures. In der EU ist der direkte Leerverkauf von Aktien für Privatanleger bei vielen Brokern möglich, unterliegt jedoch strengen Transparenz- und Meldepflichten sowie gelegentlichen temporären Verboten in Krisensituationen. Naked Short Selling (Verkauf ohne vorherige Leihe) ist weitgehend untersagt.

Zusammengefasst ist der Leerverkauf ein effektives Instrument zur Absicherung oder Spekulation auf fallende Kurse, erfordert jedoch ein hohes Maß an Risikobewusstsein, striktes Risikomanagement und genaue Kenntnis der Kostenstruktur sowie der potenziellen Marktdynamiken, da Verluste das eingesetzte Kapital deutlich übersteigen können.

All diese Handelsinstrumente und Finanzprodukte wurden nicht primär entwickelt, um privaten oder professionellen Anlegern einen strukturellen Vorteil zu verschaffen. Ihr eigentlicher wirtschaftlicher Zweck aus Sicht der Emittenten, Broker und Börsen liegt in der Generierung von Gebühren, Spreads, Finanzierungskosten, Optionsprämien und sonstigen Transaktionsentgelten. In diesem Ökosystem sind die Nutzer (insbesondere die aktiven Privatanleger) letztlich das eigentliche Produkt.

Zusätzlich sind nahezu alle diese Instrumente auf ihre je eigene Weise komplex - sei es hinsichtlich Preisbildung, Margin-Mechanismen, Knock-out-Risiken, Hebelwirkung, Verfallsdaten, oder Basisrisiken.

Wie bereits festgestellt: Je höher die Komplexität einer Methode oder eines Finanzinstruments, desto mehr potenzielle Fehlerquellen, Missverständnisse und systematische Nachteile entstehen für den durchschnittlichen Nutzer.

Stop-Loss

Eine Stop-Loss-Order ist eine automatisierte Verkaufs- oder Schließungsanweisung, die ein Trader bei seinem Broker platziert, um Verluste aus einer offenen Position systematisch zu begrenzen. Sobald der Kurs des Basiswerts ein zuvor definierendes Preisniveau (den Stop-Preis) erreicht oder unterschreitet, wird die Order ausgelöst und die Position zum nächstmöglichen Marktpreis ganz oder teilweise glattgestellt.

Die gängigste Form ist die Stop-Market-Order:

Erreichen des Stop-Preises löst eine Market-Order aus, die zum aktuell verfügbaren Kurs ausgeführt wird - wobei bei hoher Volatilität oder Gaps eine Abweichung (Slippage) vom gewünschten Preis entstehen kann. Bei einer Stop-Limit-Order wird stattdessen eine Limit-Order aktiviert, was eine bessere Preiskontrolle ermöglicht, jedoch das Risiko birgt, dass die Order bei starken Kurslücken gar nicht ausgeführt wird.

Eine wichtige Weiterentwicklung ist der Trailing Stop (nachziehender Stop-Loss):

Der Stop-Preis passt sich automatisch an günstige Kursentwicklungen an und sichert so bereits erzielte Gewinne, während er weiterhin vor Rücksetzern schützt. Manche Broker bieten zudem Guaranteed Stop-Loss an, die eine exakte Ausführung zum festgelegten Preis garantieren, meist gegen eine zusätzliche Gebühr.

Der primäre Zweck einer Stop-Loss-Order liegt im disziplinierten Risikomanagement:

Sie wandelt potenziell unbegrenzte Verluste (z. B. bei Short-Positionen, Futures oder gehebelten Produkten) in ein vorher kalkulierbares, begrenztes Risiko um und verhindert emotionale Fehlentscheidungen, wie das Festhalten an Verlustpositionen in der Hoffnung auf Erholung. Gleichzeitig dient sie der konsequenten Einhaltung von Risikoregeln, etwa maximal 2-7 % Kapitalverlust pro Trade.

Zu den wesentlichen Einschränkungen zählen Slippage bei volatilen oder illiquiden Märkten, die Möglichkeit gezielter Kursbewegungen gegen häufige Stop-Niveaus (Stop-Hunting), sowie das Risiko vorzeitiger Auslösung durch normale Marktkorrekturen. Bei Overnight- oder Wochenend-Gaps kann die tatsächliche Ausführung deutlich unter dem Stop-Preis liegen.

Zusammengefasst ist die Stop-Loss-Order ein zentrales Instrument professionellen Tradings, das Disziplin, Verlustkontrolle und psychologische Entlastung fördert. Sie bietet jedoch keinen absoluten Schutz und sollte daher mit realistischer Positionsgrößenplanung, Volatilitätsberücksichtigung und gegebenenfalls ergänzenden Orderarten kombiniert werden, um ihre Wirksamkeit zu maximieren.

Obwohl Stop-Loss-Orders ein zentrales Instrument des Risikomanagements darstellen, bergen sie mehrere systematische Nachteile und Risiken, die ihre Wirksamkeit in der Praxis deutlich einschränken können.

Das prominenteste Risiko ist die Slippage. Bei volatilen Märkten, News-Events, Markteröffnung oder -schluss sowie bei illiquiden Werten wird die Order oft deutlich schlechter ausgeführt als der festgelegte Stop-Preis. Der tatsächliche Verlust kann dann höher oder in Extremfällen (Flash-Crash, Gap) 20–50 % und mehr über dem geplanten Risiko liegen.

Ein verwandtes und sehr häufiges Problem sind Overnight- oder Wochenend-Gaps. Wenn der Kurs nach Börsenschluss oder über das Wochenende stark springt (z. B. durch Gewinnwarnung, Übernahme, geopolitische Ereignisse), wird die Stop-Order erst zum nächsten verfügbaren Kurs

ausgeführt - häufig weit unter dem Stop-Preis. Hier existiert praktisch kein Schutz vor dem Gap selbst.

Vorzeitiges Ausstoppen durch normale Korrekturen ist ein weiterer häufiger Nachteil. Viele Trader setzen Stops zu eng, sodass bereits übliche Pullbacks oder Rauschen die Position beenden, bevor der eigentliche Trend fortgesetzt wird. Das führt zu einer hohen Trefferquote an Verlusttrades und frustriert langfristig profitable Strategien.

Bei Stop-Limit-Orders besteht das Risiko der Nicht-Ausführung. Wird der Limit-Preis nicht erreicht oder nur teilweise bedient, bleibt die Position offen, der Verlust kann sich dann massiv vergrößern, gerade in schnellen Abwärtsbewegungen.

Guaranteed Stop-Loss (bei manchen CFD-/Forex-Brokern angeboten) eliminieren zwar Slippage und Gap-Risiko, verursachen dafür aber meist eine deutlich höhere Gebühr (oft 0,5-3 % extra pro Trade) und sind nicht bei allen Brokern oder Märkten verfügbar.

Zusätzlich können zu viele sichtbare Stop-Orders in einem Konto (besonders bei kleineren Brokern) ein Gegenparteirisiko darstellen:

Der Broker oder Market Maker kennt die exakten Stop-Niveaus und kann (theoretisch) in illiquiden Märkten oder bei mangelnder Regulierung dagegen handeln. Professionelle Marktteilnehmer (Market Maker, Algorithmen großer Institutionen, High-Frequency-Trader) kennen oft die Cluster von Stop-Orders (runde Zahlen, vorherige Tiefs/Hochs, Fibonacci-Level, usw.). Sie drücken den Kurs gezielt an diese Niveaus, lösen Massen von Stops aus und kehren dann häufig sofort um. Der Trader wird „aus dem Markt geworfen“, nur um zu sehen, wie der Kurs danach in die ursprünglich erwartete Richtung läuft.

Zusammengefasst schützen Stop-Loss-Orders zwar vor emotionalen Fehlentscheidungen und bieten eine klare Risikogrenze, sie sind jedoch kein perfekter oder garantierter Schutz. Die größten praktischen Nachteile liegen in Slippage, Gaps, Stop-Hunting, vorzeitiger Auslösung durch Rauschen und der potenziellen Nicht-Ausführung. Wer ausschließlich auf enge Stop-Loss-Orders vertraut, unterschätzt in der Regel die realen Marktmechanismen und Realisierungsrisiken erheblich.

KAPITEL 5

STUDIEREN SIE DEN PREIS

„Man muss sich nicht an jeder Marktbewegung beteiligen. Im Gegenteil, man sollte es gar nicht erst versuchen. Seien Sie ein präziser Opportunist. Treffen Sie Selektivität und wählen Sie Ihre Einstiegszeitpunkte sehr sorgfältig. Warten Sie, bis die Wahrscheinlichkeiten zu Ihren Gunsten stehen, bevor Sie handeln.“

(Mark Minervini)

Gleitende Durchschnitte sind keine Chartmuster oder -formationen im engeren Sinne. Sie dienen vielmehr als Berechnung, die den durchschnittlichen Preis (im Folgenden Kurs genannt) einer Aktie über einen definierten Zeitraum darstellt und als geglättete Linie im Chart visualisiert wird. Zu den am häufigsten genutzten gleitenden Durchschnitten gehören der 50-Tage-, der 100-Tage- und der 200-Tage-Durchschnitt.

Als Lag-Indikator (nachlaufender Indikator) reagiert der gleitende Durchschnitt stets mit Verzögerung auf die aktuelle Kursentwicklung, da er ausschließlich auf vergangenen Preisdaten basiert. Nichtsdestotrotz fungieren diese Linien als dynamische Unterstützungs- oder Widerstandsniveaus, an denen der Kurs wiederholt abprallt oder durchbricht.

Ihre Wirkung beruht im Wesentlichen auf zwei Faktoren:

Selbsterfüllende Prophezeiung: Eine große Anzahl von Marktteilnehmern beobachtet und handelt exakt an denselben Niveaus (z. B. 50-, 100- oder 200-Tage-Linie), wodurch sich Käufe und Verkäufe an diesen Punkten verstärken.

Mean-Reversion und Trendbestätigung: Eine Aktie, die sich deutlich von ihrem gleitenden Durchschnitt entfernt hat, befindet sich häufig in einem überkauften oder überverkauften Zustand und tendiert dazu, zumindest temporär zum Mittelwert zurückzukehren.

Viele Trader und Investoren nutzen gleitende Durchschnitte zudem als einfache Trendfilter:

Liegt der Kurs über dem 50- oder 200-Tage-Durchschnitt, wird die Aktie als in einem Aufwärtstrend befindlich interpretiert und bleibt kaufwürdig. Fällt der Kurs darunter, wird dies als Signal für einen Abwärtstrend gewertet und oft zum Verkauf genutzt.

Wie gleitende Durchschnitte in Charts dargestellt werden

Die Chartsoftware addiert die Schlusskurse der letzten 50 Handelstage (50-Tage SMA im Daily Chart) und teilt die Summe durch 50. Das Ergebnis wird als Punkt der Linie eingetragen. Da täglich der älteste Kurs herausfällt und ein neuer hinzukommt, verschiebt sich die Linie kontinuierlich - sie glättet den Kursverlauf und dient als objektiver Referenzwert.

Im Wochenchart wird exakt dasselbe Prinzip angewendet, nur mit anderen Daten: Der SMA berechnet nun den Durchschnitt der Schlusskurse der letzten 50 Wochen. Dadurch entsteht eine deutlich langsamere, langfristige Referenzlinie.

Der EMA verwendet ebenfalls die Schlusskurse der gewählten Perioden (z. B. 50, 100 oder 200), gewichtet jedoch die jüngeren Kurse stärker. Dadurch reagiert er schneller auf aktuelle Preisbewegungen und liegt in steigenden Märkten leicht über dem SMA bzw. in fallenden Märkten leicht darunter.

Im Kern erzeugen die Kombinationen aus 50er- und 200er-SMA bzw. -EMA klare, objektive Kauf- und Verkaufssignale, die in der Praxis oft früher und deutlich nachvollziehbarer sind, als die Signale der anderen Analysemethoden.

Bestimmte Kreuzungen gleitender Durchschnitte haben sich als relativ zuverlässig erwiesen. Die bekanntesten Beispiele sind das Golden Cross (wenn der 50-Tage-Durchschnitt den 200-Tage-Durchschnitt von unten nach oben kreuzt) und das Death Cross (die umgekehrte Konstellation).

Auch hierbei handelt es sich um rein nachlaufende Indikatoren, die lediglich die bereits stattgefundenene Trendveränderung bestätigen und sichtbar machen. Es sind keine mystischen Muster, die man subjektiv interpretieren müsste; sie sind numerisch exakt definiert und quantitativ objektiv. Genau diese Eigenschaft macht sie deutlich verlässlicher und glaubwürdiger, als andere Formen der technischen Analyse, die stark von subjektiver Interpretation abhängen.



Der obige Chart zeigt die 50-Tage-SMA in Grün und die 200-Tage-SMA in Rot.

Der grüne Kreis hebt ein Death Cross hervor, das den Beginn des Bärenmarktes 2022 korrekt angezeigt hat. Gleichzeitig wird deutlich, dass die beiden SMA-Linien den einsetzenden Abwärtstrend bereits deutlich früher signalisiert hätten, als das klassische Death Cross schließlich eintrat.

Der rote Kreis zeigt ein weiteres Death Cross, das erst unmittelbar am Markttief zustande kam. Hier wird besonders deutlich, dass das klassische Death-Cross-Signal in diesem Fall viel zu spät eintraf. Gleichzeitig bestätigt sich erneut: Die Position der 50- und 200-Tage-SMA zueinander hätte den einsetzenden Abwärtstrend bereits deutlich früher erkennbar gemacht. Wer ausschließlich auf das Death Cross gewartet hätte, wäre höchstwahrscheinlich zu spät ausgestiegen und hätte vermeidbare Verluste erlitten, statt die Korrektur auszusitzen.

Der gelbe Kreis zeigt ein klassisches Golden Cross nach dem Ende eines Bärenmarktes. Rechts neben dem roten Kreis ist ein weiteres typisches Golden Cross nach einer schnellen, aber heftigen Korrektur zu erkennen. Beide Ereignisse hätten sich in der Praxis als hervorragende Einstiegsmöglichkeiten erwiesen.

Golden Cross und Death Cross

Sind zwei sehr bekannte technische Signale in der Chartanalyse die auf dem Zusammenspiel von zwei gleitenden Durchschnitten (Moving Averages) basieren:

Golden Cross - Bullisches Signal

Die 50-Tage-Linie kreuzt die 200-Tage-Linie von unten nach oben.

Der kurzfristige Trend wird stärker als der langfristige Trend. Der Markt wechselt von einem Abwärtstrend (oder Seitwärtsbewegung) in einen Aufwärtstrend.

Death Cross - Bärisches Signal

Die 50-Tage-Linie kreuzt die 200-Tage-Linie von oben nach unten.

Der kurzfristige Trend wird schwächer als der langfristige Trend. Der Markt wechselt in einen Abwärtstrend.

Das Death Cross signalisiert Marktkorrekturen häufig mit erheblicher Verzögerung - nicht selten erst gegen Ende einer kurzfristigen Korrekturphase. Das Golden Cross bei den 50/200 SMA ist dagegen ein zuverlässigeres Signal.

Ziel ist dabei nicht, jede kurzfristige Auf- oder Abwärtsbewegung zu handeln, sondern ausschließlich die großen, relevanten Trendwechsel zu erfassen.

Beide Muster - Golden Cross und Death Cross - treten nicht nur in der klassischen 50/200-Perioden-Kombination auf, sondern können mit beliebigen anderen Periodenlängen definiert werden. Und funktionieren bei allen Arten von zwei gleitenden Durchschnitten (Moving Averages).

Geschichte der Simple Moving Average (SMA)

Die Simple Moving Average (SMA), auch einfacher gleitender Durchschnitt genannt, ist eines der grundlegendsten und ältesten Werkzeuge in der technischen Analyse. Sie dient der Glättung von Preisdaten und um Trends zu identifizieren. Die Methode hat sich über mehr als ein Jahrhundert entwickelt und bleibt bis heute ein zentraler Bestandteil von Handelsstrategien.

Statistische Ursprünge (frühes 20. Jahrhundert)

Die mathematischen Grundlagen der gleitenden Durchschnitte gehen auf statistische Methoden zur Datenglättung zurück, die zunächst nichts mit Finanzmärkten zu tun hatten. Im Jahr 1901 entwickelte der britische Statistiker R. H. Hooker eine Formel für „instantaneous averages“ (sofortige Durchschnitte), die Datenpunkte glättete, ohne dass der Begriff „moving average“ bereits verwendet wurde. Diese Technik wurde in der Zeitreihenanalyse eingesetzt, um kurzfristige Fluktuationen zu mildern und langfristige Trends hervorzuheben. 1909 prägte G. U. Yule in der Journal of the Royal Statistical Society den Begriff „moving-averages“, indem er Hookers Arbeit beschrieb. Der Begriff wurde 1912 durch W. I. Kings Buch Elements of Statistical Method weiter popularisiert und etablierte sich in der Statistik.

In den 1920er Jahren wurde die Methode in stochastischen Prozessen weiterentwickelt, etwa durch Arbeiten von Yule und Eugen Slutsky, die zu Herman Wolds „process of moving average“ von 1938 führten. Diese frühen Anwendungen dienten hauptsächlich der Analyse von Zeitreihendaten in Bereichen wie Ökonomie oder Meteorologie.

Übergang zur Technischen Analyse in Finanzmärkten (1920er-1930er Jahre)

Die Anwendung von gleitenden Durchschnitten auf Aktienkurse und andere Finanzdaten begann in den frühen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, parallel zur Entwicklung der technischen Analyse als Disziplin. In den 1920er Jahren wurde die SMA im Kontext der Dow-Theorie - benannt nach Charles H. Dow, dem Begründer des Wall Street Journal und Pionier der Trendanalyse - zur Identifikation von Markttrends genutzt. Obwohl Dow selbst 1902 starb, trugen seine Nachfolger wie William P. Hamilton und Robert Rhea die Ideen weiter und integrierten gleitende Durchschnitte in die Studie von Aktienindizes.

Eine der frühesten dokumentierten Anwendungen in der technischen Analyse stammt aus den 1930er Jahren. Richard Schabacker, ein einflussreicher Analyst, pionierte die Nutzung von Moving Averages zur Analyse von Aktienkursen. 1935 beschrieb Harold M. Gartley in seinem Buch *Profits in the Stock Market* detailliert Handelsregeln basierend auf der SMA, wie z. B. den Kauf von Aktien, wenn der Preis über den gleitenden Durchschnitt steigt, und den Verkauf bei einem Fall darunter. Gartleys Arbeit gilt als Meilenstein, da sie die SMA als Indikator für Trendwechsel etablierte. Zu dieser Zeit wurden solche Berechnungen noch manuell durchgeführt, da Computer fehlten.

Einige Quellen assoziieren die Idee der Preisdurchschnittung lose mit japanischen Reishändlern des 18. Jahrhunderts, wie Munehisa Homma, der Candlestick-Charts entwickelte und Markttrends analysierte. Allerdings bezieht sich dies primär auf allgemeine Trendbeobachtung und nicht explizit auf die SMA-Methode.

Weiterentwicklung und Varianten (1940er-1960er Jahre)

In den folgenden Jahrzehnten entstanden Varianten der SMA, um sie sensibler zu machen:

Während des Zweiten Weltkriegs entwickelte Robert Goodell Brown exponentielle Glättung (eine gewichtete Form) für militärische Anwendungen, die später in der Finanzanalyse adaptiert wurde. In den frühen 1960er Jahren wandte P. N. (Pete) Hauran, ein Raketenwissenschaftler, exponentielle Moving Averages (EMA) erstmals systematisch auf Aktienkurse an, unter dem Namen „Trend Values“. Dies markierte den Übergang zu computergestützten Berechnungen, da Hauran Techniken aus der Luftfahrt übernahm.

Mit dem Aufkommen von Computern in den 1970er Jahren wurde die SMA leichter berechenbar und fand breite Verwendung in Handelssoftware.

Geschichte der Exponential Moving Average (EMA)

Die Exponential Moving Average (EMA), auch exponentiell gleitender Durchschnitt genannt, ist eine Weiterentwicklung des Simple Moving Average (SMA). Im Gegensatz zur SMA, die alle Datenpunkte gleich gewichtet, legt die EMA mehr Gewicht auf neuere Preise, was sie sensibler für aktuelle Marktveränderungen macht. Sie dient in der technischen Analyse zur Trendidentifikation, Glättung von Preisdaten und Generierung von Handelssignalen. Die EMA basiert auf dem Konzept der exponentiellen Glättung und hat ihre Wurzeln in der Statistik, bevor sie in den Finanzmärkten Anwendung fand.

Statistische Ursprünge (1950er Jahre)

Die EMA leitet sich von der Methode der exponentiellen Glättung ab, die zunächst für Prognosen und Zeitreihenanalysen entwickelt wurde, nicht speziell für Finanzmärkte.

In den 1950er Jahren entwickelten unabhängig voneinander Robert Goodell Brown und Charles Holt die exponentielle Glättung. Brown wandte sie auf Inventarkontrolle an und veröffentlichte 1959 sein Buch *Smoothing, Forecasting and Prediction of Discrete Time Series*, in dem er die Methode detailliert beschrieb. Holt publizierte 1957 den Aufsatz *Forecasting Seasonals and Trends by Exponentially Weighted Moving Averages*, der sich auf Prognosen mit exponentiell gewichteten gleitenden Durchschnitten konzentrierte.

Diese Technik baute auf früheren Ideen zu gleitenden Durchschnitten auf. Die exponentielle Variante ermöglichte eine dynamischere Gewichtung, bei der ältere Daten exponentiell abnehmen. Ursprünglich diente die exponentielle Glättung in Bereichen wie Produktionsplanung und Militärlogistik (z. B. während des Zweiten Weltkriegs und danach), um Vorhersagen zu verbessern.

Übergang zur Technischen Analyse in Finanzmärkten

Die Anwendung der EMA auf Aktienkurse und andere Finanzdaten begann in den frühen 1960er Jahren, als die Methode aus der Ingenieurwissenschaft in den Handel übertragen wurde. Mit dem Aufstieg von Computern in den 1970er Jahren wurde die EMA in Handelssoftware integriert und zu

einem Standardindikator. Haurans Ideen inspirierten weitere Entwicklungen, wie den McClellan Oscillator und den Summation Index von Sherman und Marian McClellan, die exponentielle Glättung auf Advance-Dcline-Daten anwandten.

Heute werden die EMA in Strategien wie EMA-Ribbons (mehrere EMAs, z. B. 10-, 20-, 30-Tage), Crossover-Signalen (z. B. EMA 9 und EMA 21) oder in Kombinationen verwendet.

Die EMA ist besonders in trendstarken Märkten effektiv, da sie schneller auf Preisänderungen reagiert als die SMA, kann aber in seitwärts laufenden Märkten mehr Fehlsignale erzeugen.

Varianten gleitender Durchschnitte

Simple Moving Average (SMA) werden häufig auch nur als MA bezeichnet.

SMA und DMA

Der DMA ist kein eigener Indikator, sondern ein normaler gleitender Durchschnitt (meist der SMA 200), der um eine bestimmte Anzahl von Tagen nach rechts verschoben („displaced“) wird - typischerweise um 20-50 Tage.

Zweck der Verschiebung: Die Linie soll nicht am theoretischen Punkt liegen, sondern dort, wo der Kurs in der Realität tatsächlich oft abprallt oder umkehrt. Deshalb gilt besonders der 200-Tage-DMA (+40 oder +42) beim S&P 500 und vielen Aktien als die „wahre“ langfristige Unterstützungs- bzw. Widerstandslinie.

SMA und WMA

SMA (Simple Moving Average): Jeder Tag innerhalb des Berechnungszeitraums wird mit dem gleichen Gewicht berücksichtigt. Dadurch ergibt sich eine besonders ruhige, stark geglättete Linie mit vergleichsweise träger Reaktion auf Kursänderungen.

WMA (Weighted Moving Average): Neuere Kursdaten erhalten ein linear zunehmendes, höheres Gewicht. Der Indikator reagiert daher spürbar schneller auf aktuelle Marktbewegungen als der SMA, bleibt jedoch weniger aggressiv und nervös als der exponentielle gleitende Durchschnitt (EMA).

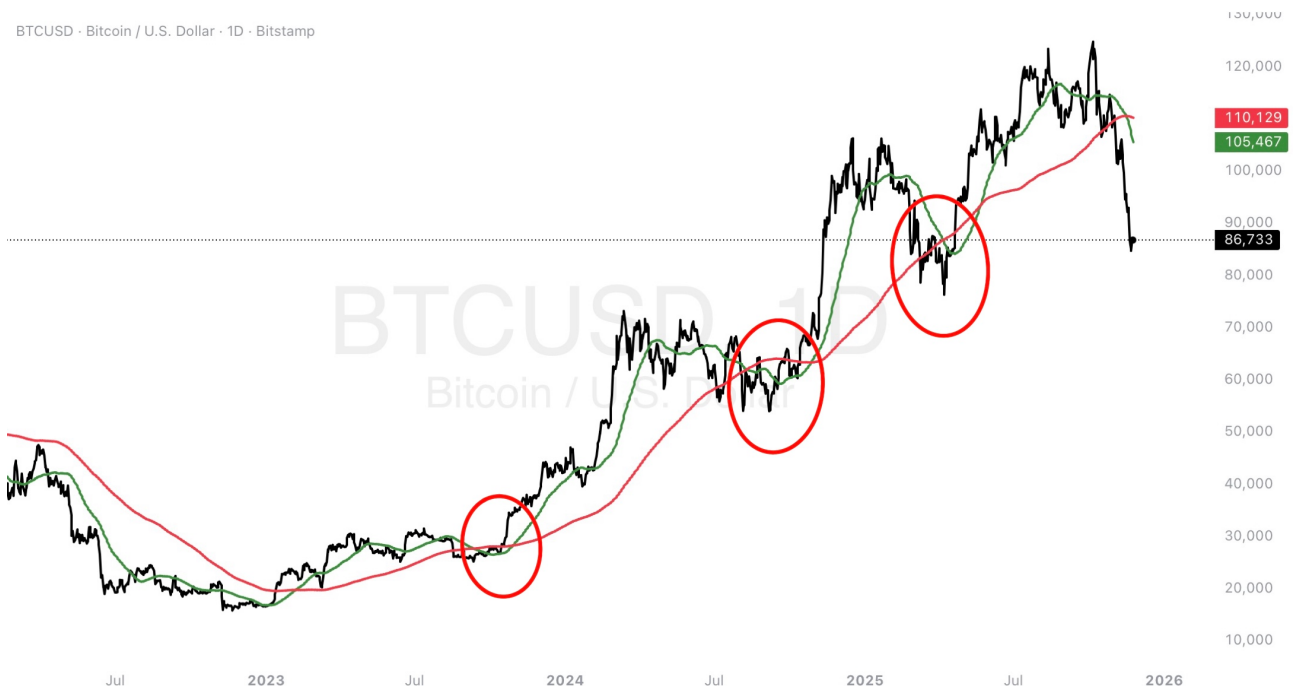
Der WMA wird nur von wenigen Tradern bewusst eingesetzt, die genau diesen mittleren Reaktionsgrad zwischen SMA und EMA suchen.

Die 20- und 40-Wochen-SMAs sind praktisch die „geglättete und verlässlichere Version“ der 50- und 200-Tage-SMAs. Sie zeigen fast dasselbe an, reagieren aber ruhiger und erzeugen weniger Fehlsignale.

In der Praxis werden vorwiegend der SMA (besonders 50/100/200) und der EMA eingesetzt; diese beiden Varianten sind daher auch eindeutig zu bevorzugen.

Death Cross Bitcoin

In stark volatilen Märkten, wie bei etwa Bitcoin, kann ein Death Cross (50/200) paradoxerweise auch das Ende einer kleineren Korrektur oder einer Seitwärts-Phase markieren und somit eine Bodenbildung signalisieren. Nicht selten folgen darauf innerhalb relativ kurzer Zeit kräftige Aufwärtsbewegungen, wie der folgende Chart belegt.



Das Einzige, was man aus einem Chart tatsächlich objektiv und zweifelsfrei ablesen kann, ist der aktuelle Preis (Kurs), seine gleitenden Durchschnitte, sowie den bisherigen historischen Verlauf dieser Werte. Studieren Sie die 50/200 SMA und 50/200 EMA Linien im Daily Chart und achten Sie dabei auf die erwähnten Muster.

Mit etwas Aufmerksamkeit werden Sie zudem feststellen, dass diese Linien auch bei gelegentlichen Fehlsignalen in der Regel keine größeren Verluste verursachen. Stattdessen bieten sie Ihnen meist bereits nach kurzer Zeit eine neue Handelsmöglichkeit, die weitaus zuverlässiger ist, als alle anderen Techniken.

Beachten Sie die Marktstruktur. Wenn der Markt einen starken Einbruch erleidet, entstehen oft erhebliche technische Schäden. Dies lässt sich nicht durch eine eintägige Erholung beheben. Der Kurs muss sich erst wieder erholen und einige Tage lang über dem 50-Tage-Durchschnitt schließen.

Konzentrieren Sie sich ausschließlich auf die großen, strukturellen Marktphasen.

Vermeiden Sie bewusst den Versuch, kleinere Korrekturen aktiv zu handeln oder bei Fehlausbrüchen in Bärenmärkten verfrüht wieder einzusteigen.

Ein grober Überblick über den aktuellen Konjunkturzyklus, relevante politische Risiken oder die vorherrschende Marktstimmung kann hierbei durchaus hilfreich sein. Lassen Sie sich dabei jedoch nicht von kurzfristigen Narrativen oder Medienberichten beeinflussen und achten Sie bewusst darauf, Bestätigungsfehler zu vermeiden. Für die aktuelle Analyse und Entscheidungsfindung wird der tägliche Chart (1D) verwendet. Für längerfristige historische Recherchen und die Beurteilung sehr großer Trends eignet sich auch der wöchentliche Chart (1W).

Stage-Analyse mit 9 EMA, 21 EMA und 50 SMA

Wie bereits in Kapitel 3 erwähnt, ist die einfachste und zuverlässigste Methode, um in einem Aktienchart zu erkennen, dass eine Aktie in einen Aufwärtstrend (Stage 2) übergeht, die Stage-Analyse nach Stan Weinstein.

9 EMA, 21 EMA und 50 SMA ersetzen praktisch die komplette Weinstein-Stage-Analyse, sind aber schneller und präziser für den Einstiegszeitpunkt im Wochenchart.

9 EMA	Kurzfristiger Trend („Trigger“)
21 EMA	Mittelfristiger Trend (das „Herz“ der Stage 2)
50 SMA	Langfristiger Trend & Unterstützung

Die 4 Phasen

Stage 1:

9 - 21 - 50 durcheinander oder leicht abfallend

Preis kreuz und quer - Seitwärts, flach oder leicht abfallend

Stage 2:

9 EMA > 21 EMA > 50 SMA (klar getrennt, alle zeigen nach oben)

Preis deutlich über allen 3 ist ein sauberer Aufwärtstrend

Pullbacks an 21 und 50

Stage 3:

9 und 21 kreuzen immer wieder über/unter 50 SMA

Preis um die 50 SMA herum dies ist die Verteilungsphase

volatil, oft abgerundeter Top

Stage 4:

9 EMA < 21 EMA < 50 SMA (klar getrennt, alle zeigen nach unten)

Preis deutlich unter allen 3

Klarer Abwärtstrend

Wenn man nur diese Reihenfolge betrachtet, erkennt man sofort die Stage - ohne Volumen oder andere Indikatoren.

Die stärksten Kaufsignale

(Stage 1 → Stage 2 Übergang)

Golden Cross 9/21 + über 50

9 EMA kreuzt 21 EMA von unten und beide stehen bereits über der 50 SMA
(~85 %)

21 EMA dreht nach oben und 9 EMA kreuzt über dem Wendepunkt

Frühestes Signal - oft schon 1-3 Wochen vor dem 50-SMA-Break
(~80 %)

Pullback an die 21 EMA in neuem Aufwärtstrend

Aktie schon in Stage 2, zieht sich an die 21 EMA zurück (kaufen)
(~90 %)

50 SMA dreht nach oben

Spätestes, aber sicheres Signal (Weinstein-Äquivalent)
(~95 %)

Praktische Regel (funktioniert bei 95 % aller großen Gewinner seit 20 Jahren)
Kaufe genau dann, wenn:

1. 9 EMA > 21 EMA > 50 SMA
2. Alle drei Linien zeigen nach oben (steigende Steigung)
3. Der Kurs steht über der 21 EMA

Das ist der Kern der Stage 2 solange diese drei Punkte erfüllt sind.

Der nachstehende Wochenchart der Palantir Technologies Aktie illustriert die beschriebene Methode exemplarisch. Nach dem entscheidenden Ausbruch in Stage 2 im Mai 2023 konnte die Aktie bis zu ihrem zyklischen Hoch im November 2025 eine Wertsteigerung von rund 2.600 % erzielen.



9 EMA = Türkis / 21 EMA = Pink / 50 SMA = Grün

Wie aus dem oberen Chart hervorgeht, hatte die Aktie in dem genannten Zeitraum auch mehrere größere Korrekturen, teilweise um die 50 %, zu verzeichnen. Um solche Korrekturen oder übergeordnete Trendwenden vorhersehen zu können, eignet sich der Tageschart. Grundlegend gilt folgende Regel:

1W (wöchentlich): Hauptrichtung.

Dieser Chart sollte immer als erstes beobachtet werden - rückblickend auf 1-2 Jahre um das Verhalten einer Aktie zu kennen. Dieser dient auch dazu, die unterschiedlichen Stages beurteilen zu können.

1D (täglich): Handelsplanung.

Der Tageschart dient dazu, Einstiege genauer zu planen, Korrekturen frühzeitiger zu erkennen und nach Zwischenkorrekturen erneute Einstiege zu finden.



Der obere Tageschart (1D) der Palantir Technologies Aktie verdeutlicht die Vorteile der Analyse auf Tagesbasis. Besonders auffällig ist, dass das sogenannte Death Cross der 9- und 21-Tage-EMAs in den zurückliegenden Abwärtsphasen meist erst nahe oder sogar erst am Tiefpunkt der Korrektur entstanden ist.

Ein Ausstieg auf Basis dieses technischen Signals hätte somit in der Regel zu sehr ungünstigen Zeitpunkten stattgefunden - oft kurz vor oder genau am Wendepunkt nach oben - und wäre daher performance-technisch suboptimal gewesen.

Allerdings ist zu diesem Zeitpunkt weder die weitere Kursentwicklung noch der genaue Wendepunkt nach oben verlässlich absehbar. Aus diesem Grund hat in solchen Konstellationen der konsequente Schutz des eingesetzten Kapitals Vorrang. Es ist in der Regel sinnvoller, die Position zu schließen oder deutlich zu reduzieren und stattdessen auf ein klares, neues Einstiegssignal zu warten, um dann - unter deutlich verbesserten Risiko-Rendite-Verhältnissen - erneut einzusteigen.

Die gefährlichste Illusion beim Börsenhandel lautet: „Ich verstehe den Markt.“

Kein Analyst, kein Ökonom, kein Trader versteht ihn wirklich. Wir konstruieren Narrative, um das Chaos erträglich zu machen. Der Preis ist die radikal ehrliche Alternative:

Er verlangt keine Erklärung. Nur Beobachtung.

Verkaufssignale (Stage 2 → Stage 3/4)

9 EMA kreuzt 21 EMA von oben → sofort raus oder stark reduzieren

21 EMA kreuzt 50 SMA von oben → Ende der Stage 2, komplett verkaufen

Preis schließt unter der 50 SMA → Stage 4 hat begonnen

Zwei aufeinanderfolgende Wochen mit > 12-15 % Verlust

Die beschriebenen Verkaufssignale sind primär für die Stage-Analyse im Wochenchart (1W) zu beachten. Sie verlieren jedoch im Tageschart (1D) keineswegs ihre grundsätzliche Gültigkeit, wie das folgende Beispiel anhand der Tesla Aktie zeigt. Dieselben Signale können auch auf Tagesbasis wertvolle Hinweise liefern und die Entscheidungsfindung unterstützen.



Der Wochenchart der Tesla Aktie verdeutlicht, dass ein regelmäßiges und diszipliniertes Handeln von Positionen durchaus sinnvoll und vorteilhaft sein kann.

Zwei zentrale Vorteile stehen dabei im Vordergrund:

Kapitalschutz

Durch zeitnahes Reagieren auf klare technische Schwäche- oder Trendbruchsignale im Wochenchart kann das erwirtschaftete Kapital vor größeren Drawdowns geschützt werden.

Renditeverbesserung

Das Vermeiden längerer Seitwärts- oder Abwärtsphasen, sowie das Wiedereinsteigen bei bestätigten neuen Aufwärtssignalen führt auf längere Sicht in der Regel zu einer deutlich höheren kumulierten Rendite als ein reines Buy-and-Hold-Vorgehen.



Der Tageschart (1D) verdeutlicht zwei zentrale Charakteristika dieses Zeithorizonts sehr klar:

Einerseits generiert er in der Regel frühere Kauf- und Verkaufssignale im Vergleich zum Wochenchart, was potenzielle Einstiegs- oder Ausstiegsschancen früher sichtbar macht. Andererseits führt genau diese höhere Sensitivität auch zu einer deutlich höheren Anzahl von Fehlsignalen.

Ein anschauliches Beispiel hierfür ist der Zeitraum zwischen Juli 2023 und Ende 2024, in dem sich wiederholt kurzfristige, aber letztlich nicht nachhaltige Signale zeigten, die bei strikter Befolgung zu häufigen Fehlentscheidungen geführt hätten.

Genau aus diesem Grund ist es in solchen Marktphasen besonders wichtig, den Blick bewusst zu weiten und nicht nur den Einzelwert (Aktie) isoliert zu betrachten. Stattdessen sollten folgende Ebenen systematisch und parallel beobachtet werden:

- der Gesamtmarkt (z. B. S&P 500 und NASDAQ 100)
- der relevante Sektor bzw. die Branchengruppe
- der Wochenchart des jeweiligen Titels (übergeordneter Trend und Stage-Übergänge)

Bei jeglichem Zweifel daran, ob die aktuelle Konstellation tatsächlich ein klar erfolgversprechendes Chance-Risiko-Verhältnis bietet, gilt die einfache, aber entscheidende Regel:

Abwarten - Disziplinierte Zurückhaltung in Grauzonen schützt das Kapital deutlich effektiver, als ein vorzeitiger, unsicherer Einstieg.

Bei Einstiegen auf Basis von Fehlsignalen ist konsequentes Handeln entscheidend:

Sobald das Fehlsignal erkennbar wird, muss der Ausstieg unverzüglich und diszipliniert erfolgen. Jede Verzögerung oder das Hoffen auf eine spätere Erholung erhöht in der Regel nur den entstehenden Verlust und untergräbt die langfristige Kapitalerhaltung sowie die psychologische Stabilität des Ansatzes.

Durch ein rechtzeitiges und diszipliniertes Aussteigen lassen sich Verluste in der Regel auf ein geringes Maß beschränken - insbesondere im Vergleich zu den deutlich höheren Gewinnen, die bei erfolgreichen Trendwenden erzielt werden können. Dieser asymmetrische Risiko-Rendite-Effekt ist einer der zentralen Vorteile des regelbasierten, trend- und stage-orientierten Ansatzes:

Kleine, kontrollierte Verluste bei Fehlsignalen werden durch die vollständige Partizipation an den großen, nachhaltigen Aufwärtsbewegungen kompensiert.

Gerade für Anfänger empfiehlt es sich, in der Anfangsphase den Fokus bewusst und konsequent auf den Wochenchart (1W) zu legen - insbesondere bei der Suche nach soliden, qualitativ hochwertigen Einstiegssignalen.

Der Wochenchart filtert kurzfristiges Rauschen und Fehlsignale deutlich stärker heraus und liefert ein klareres Bild der übergeordneten Trend- und Stage-Entwicklung.

Durch routiniertes, diszipliniertes Arbeiten mit diesem Zeithorizont - also regelmäßiges Studium der Charts, konsequente Anwendung der definierten Regeln und das Sammeln realer Markterfahrung - entwickelt sich mit der Zeit die Fähigkeit, auch die häufigeren Fehlausbrüche im Tageschart (1D) deutlich besser einzuordnen und das damit verbundene Risiko systematisch zu minimieren.

Wer zuerst auf Wochenbasis Disziplin, Prozesssicherheit und Mustererkennung aufbaut, legt das stabilste Fundament, um später auch kürzere Zeitebenen sicher und vorteilhaft zu nutzen.

Erfahrene Profis - darunter ein signifikanter Anteil der Teilnehmer am United States Investing Championship - setzen diese Methode (teilweise leicht modifiziert) ein und erzielen damit in vielen Fällen außergewöhnliche jährliche Renditen zwischen 200 % und über 800 %.

Manche Trader bevorzugen statt der 9- und 21-Tage-Exponential Moving Averages (EMAs) die 10- und 20-Tage-Simple Moving Averages (SMAs). Dabei handelt es sich um eine rein persönliche Präferenz, die das zugrunde liegende Konzept in der Praxis nicht substantiell verändert.

Eventuell vergleichen Sie beide Varianten einmal direkt miteinander, um herauszufinden, welche Ihnen persönlich besser liegt.

Ich bevorzuge die oben erläuterte Variante.

Gewinnmitnahme

Um unrealisierte Gewinne zu sichern, wenden Trader unterschiedliche, bewährte Methoden der Gewinnmitnahme an:

Viele veräußern zunächst ein Drittel oder die Hälfte der Position, sobald eine Gewinnspanne von +20 % bis +50 % erreicht ist, und lassen den verbleibenden Teil bis zum Auftreten eines klaren Verkaufssignals weiterlaufen.

Eine gängige Variante besteht darin, ein Drittel der Position bei +50 % Gewinn zu verkaufen, ein weiteres Drittel bei +100 % und den Rest bis zum finalen Ausstiegssignal zu halten.

Eine weitere verbreitete Methode ist das Halbieren der Position, sobald eine Rendite von 100 % erreicht wurde; der verbleibende Teil läuft dann bis zum Verkaufssignal weiter.

Andere Trader verzichten vollständig auf vorzeitige Gewinnmitnahmen und halten die gesamte Position durchgehend bis zum Erreichen des definierten Verkaufssignals.

Die Wahl der geeigneten Gewinnmitnahme-Methode hängt maßgeblich von folgenden individuellen Faktoren ab:

- persönliche Risikobereitschaft
- Anlage- und Zeithorizont
- aktuelle Markt- und Gesamtmarktpphase
- Disziplin und emotionale Stabilität

Unabhängig von der gewählten Variante ist jedoch eines entscheidend:

Man sollte sich für eine klare, vorher festgelegte Regel entscheiden und diese konsequent durchhalten. Je nach gesammelten Erfahrungen und nachweisbaren Ergebnissen darf die Gewinnmitnahme-Regel selbstverständlich angepasst werden.

Wichtig ist jedoch Folgendes:

Führt die neue Regelung zu höheren realisierten Verlusten oder deutlich geringeren kumulierten Gewinnen, so empfiehlt es sich, konsequent zur ursprünglichen, bewährten Regelung zurückzukehren.

Änderungen sollten ausschließlich datenbasiert und nicht emotional oder situationsbedingt erfolgen. Die Disziplin, eine einmal getroffene Regel auch dann einzuhalten, wenn sie vorübergehend „langweilig“ oder „zu defensiv“ wirkt, bleibt einer der entscheidendsten Erfolgsfaktoren.

Ein häufiges Wechseln der Methode - getrieben durch emotionale Eindrücke, kurzfristige Marktentwicklungen oder Ergebnisdruck - führt in der Regel zu Inkonsistenz, schlechterer Performance und erhöhtem Stress. Die Stärke eines regelbasierten Ansatzes liegt gerade in seiner mechanischen Umsetzung über viele Trades und Marktzyklen hinweg.

Falls Sie nun erwarten, mit der vorgestellten Methode in kürzester Zeit jährliche Gewinne von 100 % oder mehr zu erzielen, muss ich Sie an dieser Stelle leider enttäuschen.

Nachhaltige, wiederholbare und vor allem risiko-adjustierte Renditen erfordern - selbst bei Einsatz eines soliden technischen Ansatzes - zwingend eine durchdachte, individuelle Depot- und Handelsstrategie, die exakt auf folgende Faktoren abgestimmt ist:

- Ihre persönliche Erfahrung und Prozesssicherheit
- Ihre reale Risikotoleranz und psychologische Belastbarkeit
- Ihre verfügbare Zeit für Analyse und Entscheidungsfindung
- Ihre Kapitalgröße und Liquiditätsbedürfnisse
- Die aktuelle Marktphase

Ohne diese strategische Klammer bleibt jede noch so vielversprechende Methode letztlich nur ein Werkzeug - und kein Garant für langfristigen Erfolg.

Die Kunst des professionellen Tradings liegt nicht primär in der Suche nach dem perfekten Signal, sondern in der konsequenten, regelbasierten Umsetzung eines Gesamtsystems, das zu Ihnen passt und das Sie auch in schwierigen Marktphasen durchhalten können.

KAPITEL 6

ENTWICKELN SIE IHRE EIGENE DEPOT- UND HANDELSSTRATEGIE

Genauso wie es vielfältige Methoden zur Analyse von Gesamtmärkten, einzelnen Aktien, Kryptowährungen und Rohstoffen gibt, existieren ebenso unterschiedliche, bewährte Varianten der Depot- und Handelsstrategie.

Einige Trader, die ihre Positionen nur wenige Tage halten (Day- oder Swing-Trading), setzen bewusst nur 1-2 % ihres Gesamtkapitals pro Trade ein.

Diese sehr konservative Positionsgrößen-Strategie wird vor allem aus folgenden Gründen gewählt:

- Sie minimiert das Risiko pro Trade erheblich und schützt das Depot vor größeren Drawdowns bei einer Serie von Verlusttrades.
- Sie ermöglicht eine hohe Anzahl paralleler oder aufeinanderfolgender Trades, ohne dass ein einzelner Trade das Gesamtkapital substanziell gefährdet.

Allerdings ist diese Variante aus Kostengründen erst ab einem Depotvolumen von etwa 50.000 bis 100.000 € wirklich rentabel, da Ordergebühren, Spreads und eventuelle Finanzierungskosten sonst einen zu großen Anteil der erwarteten Gewinne auffressen würden.

Diese Strategie entfaltet ihre volle Wirksamkeit fast ausschließlich bei disziplinierten Daytradern, die täglich aktiv kaufen und verkaufen, mehrere Stunden pro Tag intensiv mit Marktbeobachtung, Chartanalyse und Orderausführung verbringen, sowie über eine sehr hohe Prozessdisziplin, schnelle Entscheidungsfähigkeit und emotionale Stabilität verfügen.

Für die Mehrheit der Privatanleger mit begrenztem Zeitbudget und ohne tägliche Vollzeit-Beschäftigung mit den Märkten ist diese extrem risikobewusste, kostenintensive und zeitaufwendige Variante in der Regel weder praktikabel, noch langfristig überlegen.

Positionstrader hingegen halten ihre Positionen in der Regel über deutlich längere Zeiträume - typischerweise Wochen bis Monate, in vielen Fällen sogar über mehrere Jahre.

Bei dieser Form des aktiven Börsenhandels existieren sehr unterschiedliche Ansätze hinsichtlich Positionsgrößen, Risikoverteilung und schrittweisem Positionsaufbau. In einem zentralen Punkt herrscht jedoch unter den meisten erfahrenen Positionstradern und langfristig orientierten Investoren weitgehende Einigkeit:

Eine einzelne Position sollte niemals mehr als 25 % des gesamten verfügbaren Kapitals ausmachen.

Diese Obergrenze dient der Streuung des Klumpenrisikos und stellt sicher, dass auch bei einem Totalverlust einer Position (z. B. durch Insolvenz, Delisting oder extreme Marktereignisse) das Depot als Ganzes überlebensfähig bleibt und die langfristige Handlungsfähigkeit erhalten wird.

Es ist empfehlenswert, die Anzahl der Positionen im Depot bewusst zu begrenzen - idealerweise auf maximal 20 Werte.

Eine höhere Anzahl führt in der Praxis häufig dazu, dass der Überblick über die individuelle Entwicklung der einzelnen Positionen verloren geht, die Beobachtungsqualität sinkt und emotionale oder regelwidrige Entscheidungen zunehmen.

Gleichzeitig sollte die Depotstreuung nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ erfolgen:

Die Positionen - egal ob es 5, 10 oder 20 sind - sollten über verschiedene Sektoren und Branchen verteilt werden. Eine solche sektorale Diversifikation reduziert ebenfalls das Klumpenrisiko, mildert die Auswirkungen branchenspezifischer Rückschläge und erhöht die Robustheit des Gesamtdepots gegenüber einseitigen Marktentwicklungen oder Rotationen zwischen Sektoren.

Sowohl Positionstrader, als auch langfristig orientierte Investoren eröffnen größere Positionen in der Regel nicht in einem einzigen Schritt. Bei Auftreten eines klaren Kaufsignals wird zunächst nur ein Teil der geplanten Gesamtpositionsgröße - meist ein Drittel oder die Hälfte - eingegangen. Erst wenn sich der Aufwärtstrend bestätigt, wird die Position schrittweise mit einer oder zwei weiteren Tranchen aufgestockt.

Dieses gestaffelte Vorgehen (Scaling-In) bietet mehrere Vorteile:

- Reduzierung des Einstiegsrisikos bei einem möglichen Fehlsignal oder kurzfristigen Pullback
- Psychologische Entlastung, da nicht das gesamte Kapital sofort dem Markt ausgesetzt ist
- Erhalt von Liquiditätsreserven für mögliche Nachkäufe bei temporären Rücksetzern

Die genaue Anzahl und Größe der Positionen und Tranchen hängt von der individuellen Risikotoleranz, der Volatilität des Titels und der Stärke des übergeordneten Trends ab.

Langfristig orientierte Investoren, die einer klassischen Buy-and-Hold-Strategie folgen, halten ihre Positionen in der Regel über mehrere Jahre bis hin zu Jahrzehnten. Ihre Investitionsentscheidungen basieren überwiegend - und in vielen Fällen ausschließlich - auf einer gründlichen fundamentalen Analyse des Unternehmens. Kurzfristige Kursschwankungen, technische Signale oder zyklische Marktentwicklungen spielen bei dieser Herangehensweise nur eine untergeordnete oder gar keine Rolle. Der Fokus liegt auf der langfristigen Wertschöpfung des Unternehmens und der damit verbundenen Zunahme des inneren Werts über die Zeit.

Wie das Beispiel der Tesla-Aktie im vorherigen Kapitel anschaulich zeigt, ist diese Variante der Depotstrategie häufig dadurch gekennzeichnet, dass längere Korrektur- und Konsolidierungsphasen einzelner Werte bewusst ausgesessen werden müssen. In solchen Phasen entstehen teilweise erhebliche, teils mehrjährige Buchverluste („Papierverluste“), auch wenn diese Verluste nicht realisiert werden und das eingesetzte Kapital nur vorübergehend schrumpft.

Erst durch spätere, oft sehr kräftige Erholungs- und Aufwärtsbewegungen können diese temporären Kapitalrückgänge wieder ausgeglichen und in der Regel deutlich übertroffen werden. Dieser Ansatz setzt daher eine hohe Frustrationstoleranz, eine sehr langfristige Perspektive, sowie die Überzeugung voraus, dass der innere Wert des Unternehmens langfristig erhalten bleibt und sich letztlich auch im Kurs widerspiegelt.

Aus meiner langjährigen Markterfahrung heraus hat sich die Variante des Positionstradings mittel- und langfristig als die renditestärkste und stabilste Herangehensweise erwiesen. Dieser Eindruck wird auch durch die in Kapitel 5 präsentierten Charts untermauert:

Die größten kumulierten Gewinne entstanden in der Regel weder durch häufiges kurzfristiges Trading noch durch das passive Aussitzen längerer Korrektur- und Konsolidierungsphasen. Entscheidend war vielmehr das konsequente und disziplinierte Mitlaufenlassen nachhaltiger, mehrwöchiger bis mehrjähriger Aufwärtstrends. Genau diese Fähigkeit, große, trendstarke Bewegungen weitgehend vollständig auszunutzen, während gleichzeitig bei klaren Schwäche- oder Trendbruchsignalen zeitnah gehandelt wird, hat sich mittel- und langfristig als der renditestärkste Faktor erwiesen.

Unabhängig davon, für welche konkrete Handels- oder Anlagestrategie Sie sich letztlich entscheiden, gilt in jeder ernsthaften Strategie der Grundsatz:

Kapitalerhaltung geht vor Renditeoptimierung.

(Ein Verlust von 50 % des eingesetzten Kapitals erfordert bereits einen anschließenden Gewinn von 100 %, um lediglich wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukehren. Bei noch höheren Drawdowns wird die Erholung mathematisch immer schwieriger und zeitaufwendiger.)

Im Nachhinein lässt sich fast immer eine alternative Vorgehensweise rekonstruieren, die theoretisch eine höhere Rendite erzielt hätte. Das bedeutet jedoch keineswegs automatisch, dass die tatsächlich gewählte Strategie falsch gewesen wäre.

In den meisten Fällen wäre die vermeintlich bessere Variante nur unter Inkaufnahme eines deutlich höheren Risikos möglich gewesen - sei es durch größere Positionsgrößen, längeres Halten in Schwächephasen oder das Ignorieren klarer Warnsignale.

Eine solche rückblickende „Optimierung“ ist daher kein valider Maßstab für die Qualität der ursprünglichen Entscheidung.

Entscheidend ist vielmehr, ob die gewählte Methode konsistent, regelbasiert und risikobewusst umgesetzt wurde und ob sie dem eigenen Risikoprofil, sowie den realen Marktbedingungen zum Zeitpunkt der Entscheidung angemessen war.

Egal wie überzeugend eine Strategie in der Vergangenheit performt hat, egal wie klar und regelkonform ein Kaufsignal erscheint, egal wie günstig die Gesamtmarktlage, die Sektorstärke oder die Fundamentaldaten wirken mögen:

Risikofreier Wertpapierhandel existiert nicht.

Jede Position - unabhängig von der Qualität der Vorbereitung und der scheinbaren Evidenz - trägt immer ein Restrisiko, das nie vollständig eliminiert werden kann.

Genau deshalb bleibt der konsequente Kapitalschutz, die strikte Einhaltung definierter Risikoregeln und das Akzeptieren kleiner, kontrollierter Verluste der einzig verlässliche Weg, um langfristig im Spiel zu bleiben und die asymmetrischen Chancen der Märkte überhaupt nutzen zu können.

Natürlich wird ihr Vermögen schwanken, aber Sie werden bei richtiger Anwendung keine größeren Verluste erleiden. Der wichtigste Aspekt Ihrer Strategie ist wahrscheinlich, diese mit Ihrer Persönlichkeit und Risikobereitschaft in Einklang zu bringen. Folgen Sie nicht einfach dem, was gerade angesagt ist, sondern analysieren Sie den Markt und sich selbst kritisch, entwickeln Sie Ihre eigene Depot- und Handelsstrategie.

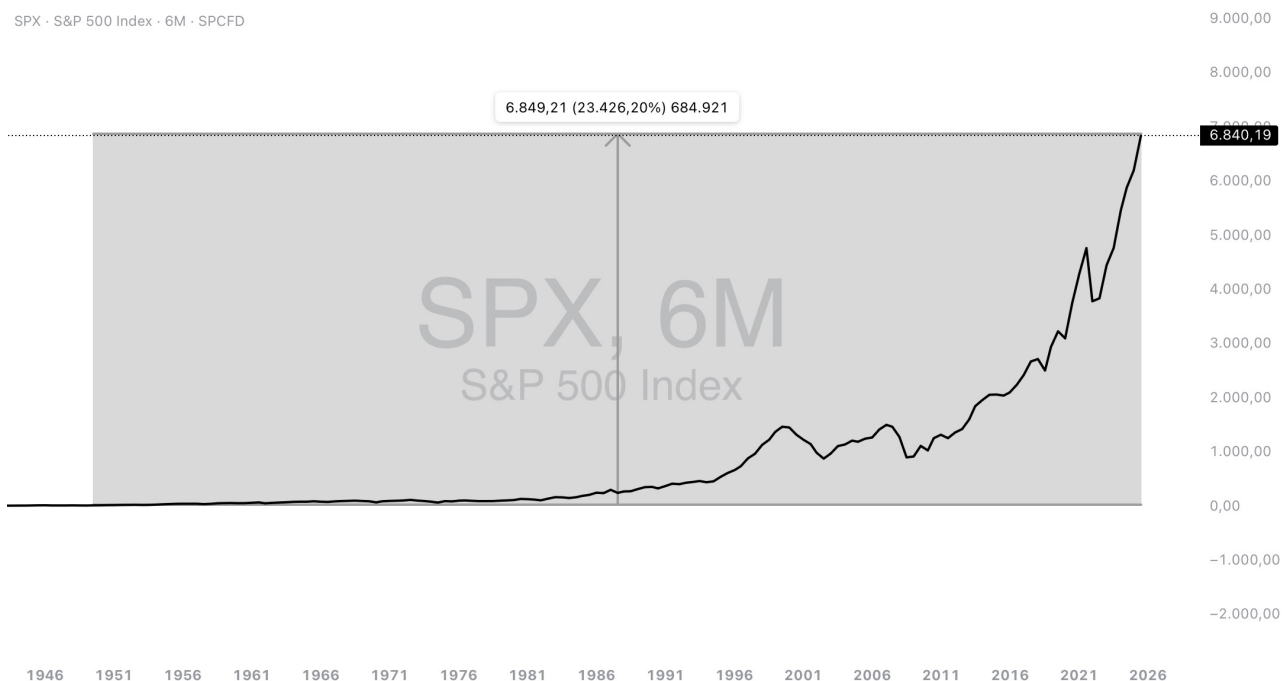
Statistisch gesehen erzielen die meisten Privatanleger langfristig die besten risikobereinigten Renditen, wenn sie konsequent und kostengünstig in breit diversifizierte Indexfonds investieren.

Diese Erkenntnis - gestützt durch zahlreiche Langzeitstudien (u. a. Vanguard, Morningstar und akademischen Analysen) - zeigt, dass die Mehrheit aktiver Strategien und insbesondere häufiges Umschichten nach Abzug von Kosten, Steuern und Verhaltensfehlern die Performance eines einfachen, passiven Indexinvestments nicht nachhaltig übertrifft.

Interessanterweise spiegelt sich diese Realität auch in der Praxis institutioneller Anleger wieder:

Selbst in vielen Portfolios professionell gemanagter Hedgefonds und Family Offices finden sich regelmäßig signifikante Anteile an ETFs - insbesondere auf den S&P 500, globale Aktienindizes oder ausgewählte Sektor- und Branchen-ETFs. Indexprodukte bieten in der Regel eine sehr kosteneffiziente, transparente und liquide Möglichkeit, systematisch am langfristigen Wachstum der Märkte zu partizipieren.

Der S&P 500 hat von Juni 1949 bis zum 3. November 2025 eine Gesamtrendite (inklusive reinvestierter Dividenden) von etwa 542.000 % erzielt. Diese Berechnung beruht auf historischen Jahresrenditen. Die Renditen unterliegen einer Anpassung für den Start im Juni 1949, sowie das partielle Jahr 2025. Eine Investition von 100 € zu Beginn hätte sich auf etwa 542.100 € vermehrt. Der reine Kursgewinn liegt bei etwa 23.500 % wie der folgende Chart zeigt.



Durch die historisch nachweisbar solide reale Rendite über lange Zeiträume hat sich in den letzten Jahren ein klarer Trend bei Privatanlegern etabliert. Viele Anleger zahlen regelmäßig (meist monatlich) über einen Sparplan in kostengünstige Indexfonds ein, um langfristig Vermögen aufzubauen, für das Alter vorzusorgen oder andere finanzielle Ziele zu erreichen.

Ein ETF-Sparplan basiert auf dem Prinzip des Dollar-Cost-Averaging (DCA):

Man investiert regelmäßig einen festen Betrag, unabhängig von den Marktschwankungen. Mathematisch gesehen glättet das Volatilität, weil man bei niedrigen Kursen mehr Anteile kauft und bei hohen weniger. Langfristig profitiert der Plan vom historischen Aufwärtstrend der Märkte. Aktienindizes wie der MSCI World haben über Jahrzehnte hinweg eine durchschnittliche jährliche Rendite von etwa 7-9 % erzielt, nach Abzug von Inflation und Kosten. Niedrige Gebühren (oft unter 0,3 % pro Jahr), breite Diversifikation über Tausende von Aktien und die Vermeidung teurer aktiver

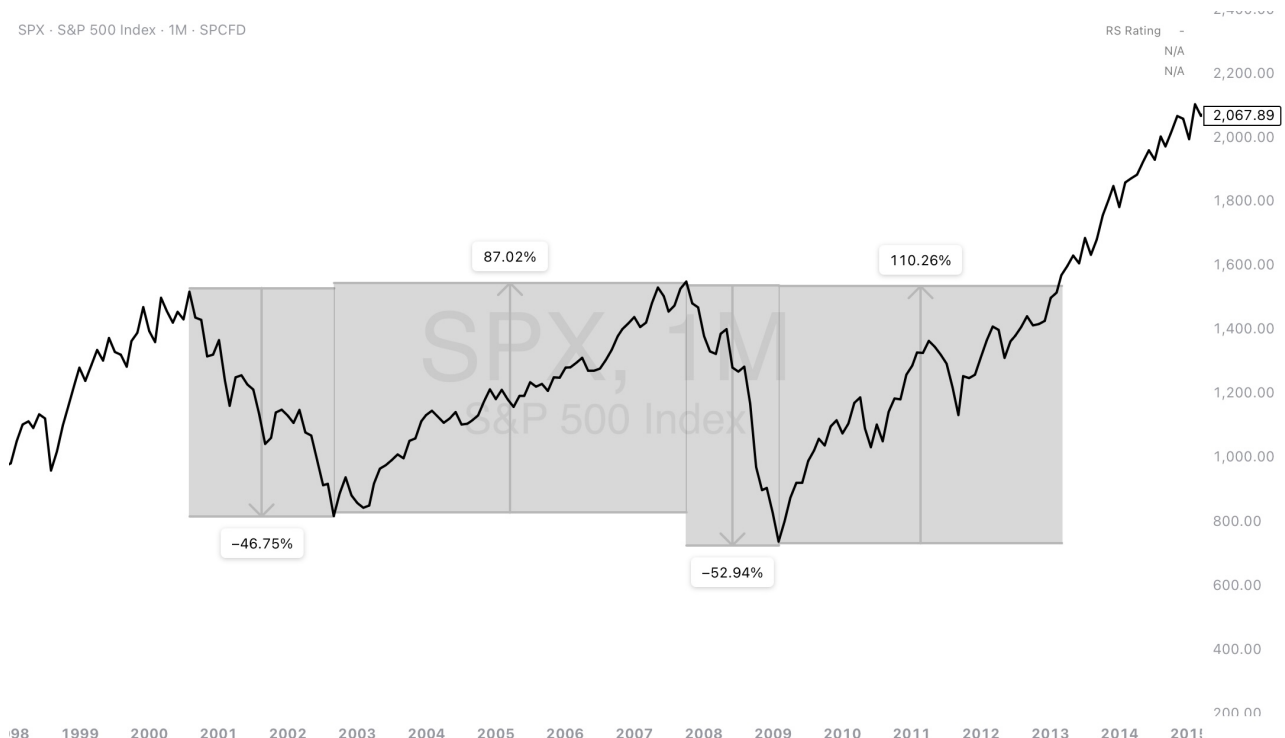
Fondsmanagements sorgen dafür, dass man fast die volle Marktrendite einfährt. Studien zeigen, dass passive Strategien - wie ETFs - langfristig über 90 % der aktiven Fonds outperformen, weil sie auf "Time in the Market" setzen statt auf Timing. Im Vergleich zu Einmalanlagen ist der Sparplan zwar manchmal renditemäßig unterlegen, aber er minimiert Risiken in volatilen Märkten und ist für die meisten Anleger machbar, die keine großen Summen auf einmal haben.

Warum es trotzdem oft scheitert:

Psychologisch ist der ETF-Sparplan eine Herausforderung, weil menschliches Verhalten - geprägt von Emotionen wie Angst - die rationale Strategie untergräbt.

Verluste wiegen emotional doppelt so schwer, wie Gewinne. Bei Marktrückgängen (die bis zu 50 % betragen können und teilweise Jahre dauern) geraten viele in Panik, unterbrechen den Sparplan oder verkaufen alles - genau dann, wenn sie eigentlich günstig nachkaufen sollten.

Ein Beispiel hierfür sind die Dot-Com-Blase im Jahr 2000 und die Finanzkrise von 2008.



Wie der obere Chart verdeutlicht, fiel der S&P 500 in der Periode von August 2000 bis September 2002 um etwa 45 %. In der globalen Finanzkrise 2008 vom Höchststand im Oktober 2007 bis zum Tief im Februar 2009 verlor der Index etwas mehr als 50 % seines Wertes.

Diese beiden Beispiele illustrieren, welche Drawdowns selbst in einem langfristig steigenden Leitindex wie dem S&P 500 möglich sind und unterstreichen die Bedeutung von Kapitalschutz und realistischer Risikobetrachtung auch bei passiven, breit gestreuten Anlagestrategien.

Beispiel Rechnung:

Im August 2000 waren 10.000 € in den S&P 500 investiert und anschließend monatlich 100 € per Sparplan nachgekauft. Bis September 2002 fiel der Index um ca. 45 %. In diesem Zeitraum kamen über 26 Monate weitere 2.600 € hinzu, sodass insgesamt 12.600 € eingezahlt wurden. Aufgrund des Cost-Average-Effekts lag das Depot im September 2002 bei etwa 7.500-7.800 €. Das entspricht einem Verlust von rund 38-41 % auf das gesamte eingezahlte Kapital.

Hätte man rechtzeitig, das in Kapitel 5 beschriebene Verkaufssignal (bei ca. -10 % Kursverlust) konsequent umgesetzt, die laufenden Sparpläne gestoppt und das vorhandene Kapital und die Sparraten stattdessen auf einem sicheren Tagesgeldkonto geparkt, so hätte man im September 2002 ungefähr 11.600 € Kapital zur Verfügung gehabt.

Berechnet man die Rendite eines regelmäßigen Sparplans auf den S&P 500 für den gesamten Zeitraum von August 2000 bis Februar 2013, ergibt sich folgendes Bild:

August 2000 bis Februar 2013 insgesamt 25.100 € in den S&P 500 investiert (10.000 € Startkapital + 151×100 € Sparrate).

Der Index steht im Februar 2013 preislich wieder fast genau auf dem Niveau von August 2000, der Depotwert im Februar 2013 liegt bei etwa 27.200-27.800 €. Das entspricht einem Gesamtgewinn von rund 2.200-2.700 € ohne Berücksichtigung von Dividenden. Mit reinvestierten Dividenden (historisch realistisch ~2-2,5 % p.a. in dieser Periode) wäre die Rendite deutlich höher gelegen, eher im Bereich von ca. 35.000 - 40.000 € Endkapital, also etwa +50%.

Kommen wir zurück auf die Kauf- und Verkaufssignale aus Kapitel 5:

Nach Ergebnis der ersten Rechnung besitzt man im September 2002 ca. 11.600 € Kapital. Der S&P 500 steigt von September 2002 bis Oktober 2007 um 87 %, man geht davon aus ca. 20% der Kursbewegung nicht mitgenommen zu haben, da die Kauf- und Verkaufssignale nicht direkt am Tiefstand oder Höchstkurs ausschlagen.

$$11.600 \text{ €} + 67 \% = 19.372,00 \text{ €}$$

hinzu kommen die Sparraten:

$$\text{Gesamte eingezahlte Summe} = 62 \times 100 \text{ €} = 6.200 \text{ €}$$

Mit dem Kursanstieg und reinvestierten Dividenden (historisch realistisch ~1,8-2,2 % p.a. in dieser Phase) wäre das Endkapital der Sparpläne ca. 9.600-10.000 € gelegen.

Endergebnis:

ca. 30.000 € im Oktober 2007

Berechnung Oktober 2007 bis Februar 2009:

$$\text{Verkaufssignal (Verlust ca. 10\%)} = 27.000 \text{ €}$$

$$+ \text{Sparraten } 16 \times 100 \text{ €} = 1.600,00 \text{ €}$$

Kapital im Februar 2009 ca. 28.600 €

Renditeberechnung Februar 2009 bis Februar 2013:

Der S&P 500 erzielte in diesem Zeitraum 110 % Rendite (-10 %, da nicht die volle Kursbewegung mitgenommen wurde, am Ende der Berechnung kein Drawdown)

$$28.600 \text{ €} + 100 \% = 57.200 \text{ €}$$

hinzu kommen die Sparraten:

$$49 \text{ Raten} \times 100 \text{ €} = 4.900 \text{ €}$$

Mit dem Kursanstieg und reinvestierten Dividenden (historisch realistisch ~1,8-2,5 % p.a. in dieser Phase) wäre das Endkapital ca. bei 8.100-8.400 € gelegen.

Endergebnis:
ca. 65.500 € im Februar 2013

Anhand dieser Berechnung wird deutlich, dass dreimaliges aktives Handeln - also das rechtzeitige Aussteigen und spätere Wiedereinsteigen - innerhalb des betrachteten 13-Jahres-Zeitraums die durchschnittliche Rendite um etwa 75 % gesteigert hätte.

Natürlich ist diese Berechnung nicht exakt.

Sie beruht auf vereinfachenden Annahmen und lässt eine Reihe realer Einflussfaktoren außer Acht, darunter:

- die zeitliche Überschneidung und unterschiedliche Kaufzeitpunkte der monatlichen Sparplanraten,
- die genaue Platzierung der Ein- und Ausstiege beim aktiven Handeln (die in der Praxis nie exakt auf den idealen Punkt fallen),
- mögliche Slippage, Transaktionskosten, Steuereffekte und Dividenden-Reinvestitionen zu unterschiedlichen Kursen.

Die dargestellte Renditedifferenz von etwa 75 % ist daher als illustrative Größenordnung zu verstehen und nicht als präzise Prognose oder Garantie für reale Ergebnisse.

Die real erzielbare Renditedifferenz würde unter Berücksichtigung aller praktischen Faktoren sehr wahrscheinlich deutlich niedriger ausfallen – realistischerweise im Bereich von etwa 45-55 %.

Hinzu kommt der entscheidende psychologische Faktor, der in solchen langanhaltenden Abwärtsphasen und eine enorme Rolle spielt:

Während ein passiver Sparplan-Investor in den Jahren 2000-2002 und 2007-2009 zwar hohe Buchverluste sieht, diese jedoch nie realisiert, bleibt das Depot intakt und erholt sich später. Viele aktive Marktteilnehmer hingegen - insbesondere Privatanleger - lösten genau in den Tiefpunkten oder gegen Ende der Finanzkrise 2008/2009 ihre Depots in Panik auf, getrieben von der Angst vor weiteren massiven Verlusten.

Viele dieser Anleger kehrten anschließend nie wieder - oder erst sehr viel später und zu deutlich höheren Kursniveaus - an den Aktienmarkt zurück.

Die Verluste des Nasdaq 100 in den beiden genannten Perioden zählen zu den schwersten Bärenmärkten der modernen Börsengeschichte.

Dot-com-Crash (2000-2002): ca. 78 % Verlust
Finanzkrise (2007–2009): ca. 54-57 % Verlust

Der Dot-com-Crash war damit deutlich schwerer für den Nasdaq 100, als die Finanzkrise - vor allem weil der Index damals fast ausschließlich aus überbewerteten Tech-/Internetwerten bestand.

Auch bestimmte Branchen-ETFs (Sector-ETFs) können in ausgeprägten Bärenmärkten deutlich höhere Verluste erleiden als breit gestreute Index-ETFs. Häufig verloren solche Branchen-ETFs in denselben Phasen 60-85 % oder sogar mehr ihres Wertes.

Anlageberater und Vermögensverwalter empfehlen gerne, ein diversifiziertes ETF-Portfolio aufzubauen, in dem klassische, breit gestreute Index-ETFs mit ausgewählten Branchen-ETFs kombiniert werden.

Ziel einer solchen Beimischung von Branchen-ETFs ist es in der Regel, gezielt Sektoren mit überdurchschnittlichem langfristigem Wachstumspotenzial (z. B. Technologie, Gesundheit oder erneuerbare Energien) zu übergewichten, gleichzeitig die risikobereinigte Rendite durch eine moderate Sektorrotation zu verbessern und dabei das Klumpenrisiko durch eine klare Obergrenze pro Sektor (meist 10-20 % des Gesamtportfolios) wirksam zu begrenzen.

Eine reine Indexstrategie bleibt dabei oft der Kern, während Branchen-ETFs als taktische oder strategische Beimischung dienen - vorausgesetzt, die Gewichtungen werden diszipliniert überwacht und bei Bedarf rebalanciert.

Dabei wird - wie bereits erwähnt - das deutlich erhöhte Risiko in größeren Korrekturphasen und insbesondere in Bärenmärkten von vielen Anbietern und Beratern entweder systematisch unterschätzt oder bewusst heruntergespielt, da diese Produkte häufig mit höheren laufenden Verwaltungsgebühren angeboten werden, als klassische, breit gestreute Indexfonds.

Auch in Aufwärtstrends (Bullenmärkten) schneiden solche thematischen oder Branchen-ETFs häufig schlechter ab oder erreichen bestenfalls die Performance eines breiten Index-ETFs.

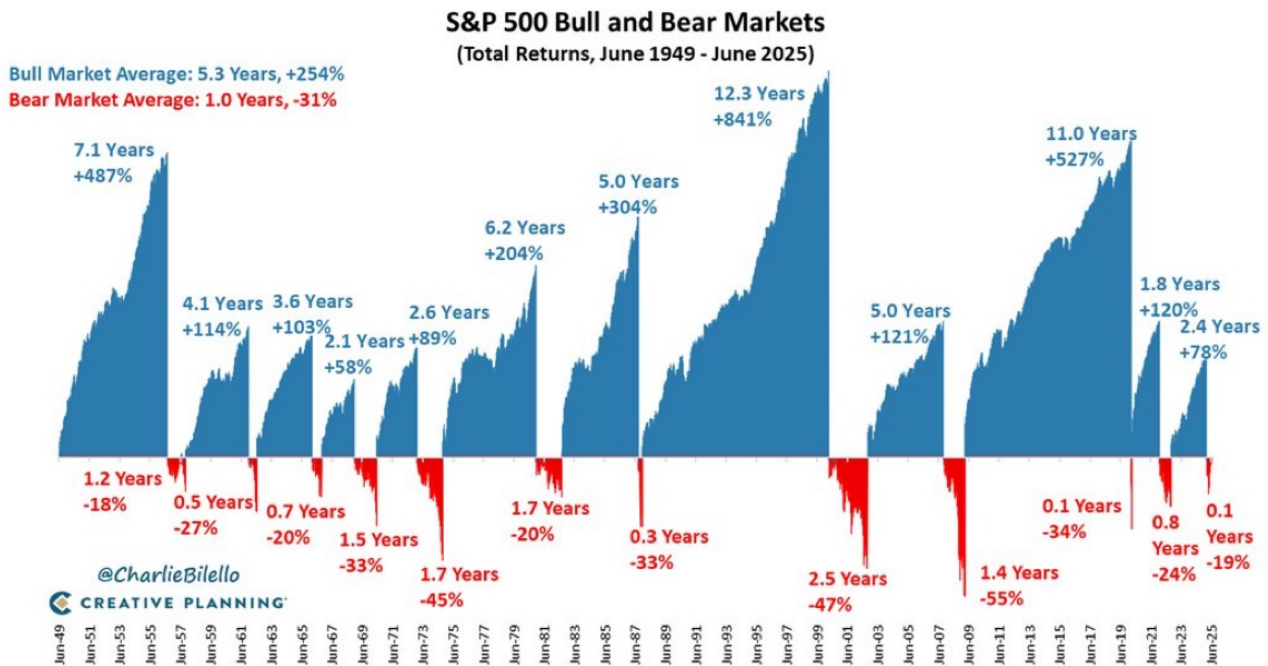
Dies liegt vor allem an zwei strukturellen Nachteilen:

1. Viele dieser ETFs werden aktiv gemanagt und erst aufgelegt oder signifikant aufgestockt, wenn der entsprechende Trend bereits voll im Gange ist. Dadurch verpassen sie oft die stärksten frühen Aufwärtsbewegungen und steigen zu relativ hohen Bewertungsniveaus ein.
2. Bei der Auswahl und Gewichtung der enthaltenen Unternehmen dominiert in der Regel eine reine fundamentale Analyse. Technische Faktoren, wie Momentum, Relative-Stärke, Volumenentwicklung oder Chart-Stage spielen bei der Konstruktion und Rebalancierung meist keine oder nur eine untergeordnete Rolle.

Folgen:

Die ETFs werden häufig genau dann umstrukturiert, neue Titel aufgenommen oder Gewichtungen angepasst, wenn die Kurse bereits stark gestiegen sind - also zu technisch ungünstigen Zeitpunkten. Dies führt regelmäßig zu Käufen nahe lokaler oder zyklischer Hochpunkte und damit zu überdurchschnittlichen Drawdowns, sobald eine Korrektur einsetzt - selbst wenn die Branche insgesamt weiterhin solide performt.

Die Kombination aus verspätetem Einstieg und rein fundamental getriebener Titelauswahl ohne Berücksichtigung technischer Timing-Faktoren belastet die Nettoperformance dieser Produkte in vielen Marktphasen spürbar.



Dieser Chart, erstellt von Charlie Bilello von Creative Planning, visualisiert die historischen Bull- und Bear-Märkte des S&P 500-Index über einen Zeitraum von mehr als 75 Jahren (von Juni 1949 bis Juni 2025). Der Chart basiert auf Total Returns, was bedeutet, dass nicht nur Kursgewinne, sondern auch Dividenden und andere Ausschüttungen einbezogen sind.

Durchschnittswerte

Bull Market Average: 5,3 Jahre Dauer mit einer durchschnittlichen Rendite von +254 %.

Das bedeutet, Bull-Märkte sind tendenziell langanhaltend und ertragreich.

Bear Market Average: 1,0 Jahr Dauer mit einer durchschnittlichen Rendite von -31 %.

Bear-Märkte sind kürzer, aber schmerzhaft in Bezug auf Verluste.

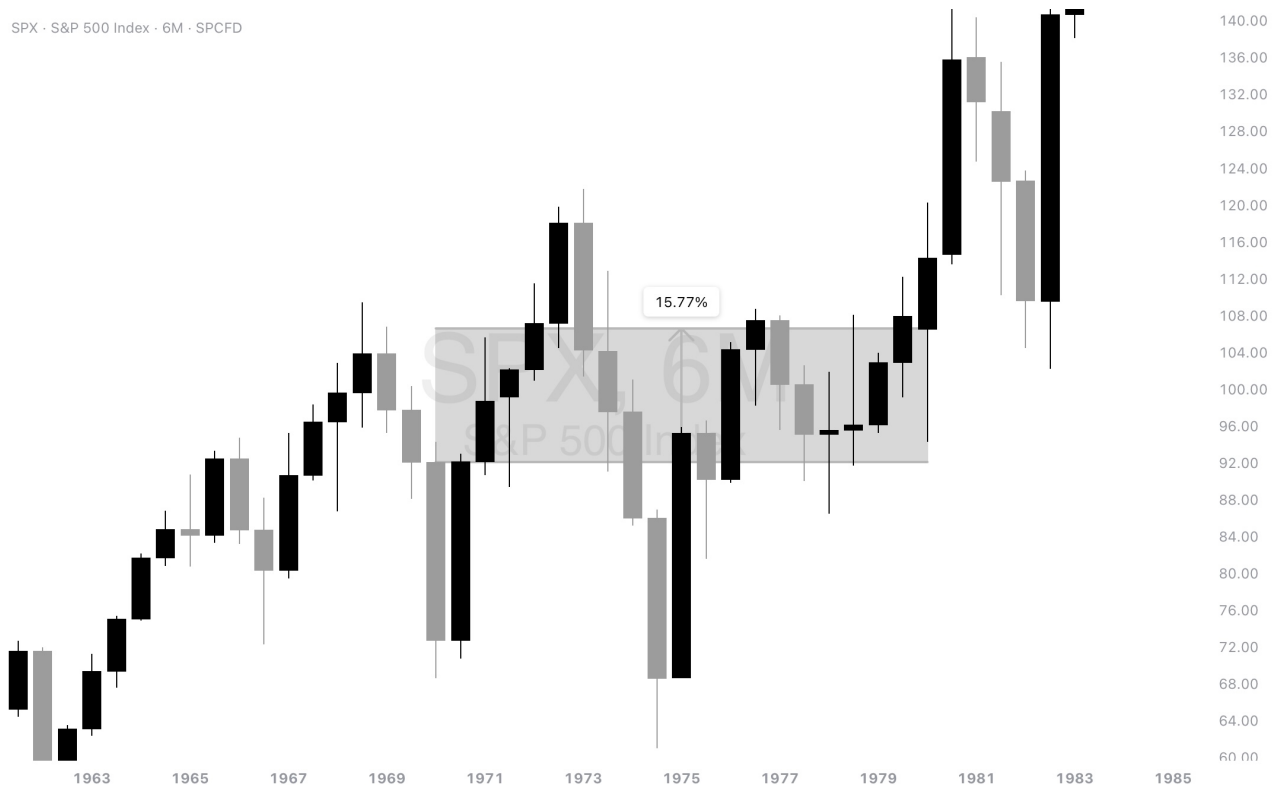
Diese Durchschnitte basieren auf den historischen Daten im Chart und unterstreichen eine zentrale Botschaft:

Märkte steigen langfristig öfter und stärker als sie fallen. Das ist ein klassisches Argument für langfristiges Investieren (z. B. "Buy and Hold"), da die positiven Phasen die negativen überkompensieren.

Der psychologische Faktor - der an der Börse in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle der eigentlich entscheidende Faktor für langfristigen Gewinn oder Verlust ist - wird in diesem Chart jedoch nicht abgebildet.

Während technische Signale, Stage-Übergänge oder historische Renditedifferenzen objektiv darstellbar sind, bleibt die größte Variable - das Verhalten des Anlegers selbst (Panikverkäufe in Tiefs, Gierkäufe in Hochs, vorzeitiges Aussteigen aus Angst, verzögertes Wiedereinsteigen aus Reue, usw.) - in jeder Chartistdarstellung unsichtbar.

Genau dieser Behavior Gap ist es, der die reale, persönlich erzielte Rendite häufig massiv von der theoretisch möglichen oder rückblickend „optimalen“ Performance abweichen lässt.



Die graue Box im oberen Chart markiert den Zeitraum von Januar 1970 bis Dezember 1980. Jeder Balken innerhalb dieses Bereichs repräsentiert dabei einen Halbjahreszeitraum (sechs Monate).

Ein anschauliches psychologisches Beispiel:

Ein Anleger hat über dreißig bis vierzig Jahre hinweg sein hart erarbeitetes Geld konsequent in einen breit diversifizierten Indexfonds investiert. Im Laufe der Zeit hat sich dadurch ein beachtliches Vermögen von etwa 500.000 € angespart.

Irgendwann zwischen 1968 und 1974 steht er nun kurz vor oder bereits im wohlverdienten Ruhestand. Er weiß genau, dass er dieses Kapital in den kommenden 10 bis 30 Jahren benötigen wird - sei es zur Aufrechterhaltung seines gewohnten Lebensstandards, zur Finanzierung notwendiger Hausreparaturen, zum Kauf eines neuen Autos oder schlichtweg, um den Lebensabend finanziell sorgenfrei und in Würde genießen zu können.

Genau in dieser Lebensphase - wenn die Abhängigkeit vom Depot am höchsten ist und die Zeit für eine Erholung nach schweren Verlusten fehlt - trifft ihn die Realität vieler Bärenmärkte und langer Seitwärtsphasen der 1970er Jahre mit besonderer Härte.

Während das Depotvermögen durch anhaltende Kursrückgänge über Monate oder sogar ein bis zwei Jahre hinweg spürbar schrumpft, entfällt aufgrund des niedrigeren Renteneinkommens die Möglichkeit, regelmäßige Sparpläne fortzuführen.

Gleichzeitig - und oft ausgerechnet in dieser ohnehin belastenden Phase - muss der Anleger aus den unterschiedlichsten Gründen (z. B. unerwartete Reparaturen, medizinische Kosten, Unterstützung von Familienmitgliedern oder schlichtweg zur Deckung des Lebensunterhalts) Kapital aus dem Depot entnehmen.

Diese Kombination aus

- schrumpfendem Depotwert,
- fehlender Zufuhr durch Sparraten,
- erzwungener Entnahme zu ungünstigen (tiefen) Kursen

führt in der Regel zu einer massiven psychischen Belastung.

Der Anleger gerät zunehmend in Panik, verliert das Vertrauen in die langfristige Erholungsfähigkeit der Märkte und neigt häufig dazu, in genau dem Moment größere Teile oder sogar das gesamte Depot zu liquidieren - wodurch die Verluste realisiert und eine spätere Erholung verpasst wird.

Dieser klassische Panik-Ausstieg am Tiefpunkt stellt eine der häufigsten und teuersten Verhaltensfallen im privaten Vermögensaufbau und in der Altersvorsorge dar.

Insgesamt ist dieser gesamte Zeitraum als klassischer Seitwärtsmarkt zu klassifizieren.

Der S&P 500 legte über den Zeitraum von zehn Jahren lediglich rund 15 % zu - das entspricht einer durchschnittlichen jährlichen nominalen Rendite von etwa 1,5 % p.a. (ohne Berücksichtigung von Dividenden).

Angesichts der erheblichen Risiken, die der Aktienmarkt in dieser Phase mit sich brachte - darunter zwei tiefe Bärenmärkte, hohe Volatilität, anhaltender Inflationsdruck und makroökonomische Unsicherheiten - war das Risiko-Rendite-Verhältnis in diesem Jahrzehnt besonders ungünstig.

Eine derart niedrige annualisierte Rendite bei gleichzeitig hohen Drawdowns und langanhaltender Stagnation unterstreicht, warum langfristiges Passiv-Investieren zwar historisch robust ist, aber keineswegs in jeder Marktphase eine angemessene Entlohnung für das eingegangene Risiko bietet.

Wer ernsthaft an der Börse investieren und langfristig Vermögen aufbauen möchte, kommt nicht umhin, sich aktiv und kontinuierlich mit seiner Geldanlage auseinanderzusetzen.

Dazu gehört insbesondere:

- das rechtzeitige Erkennen relevanter Risiken,
- das Verstehen der jeweiligen Marktphase und der übergeordneten Trends,
- sowie das konsequente, regelbasierte Handeln, um Kapital zu schützen und Chancen zu nutzen.

Die in Kapitel 5 vorgestellte Methode - basierend auf der Stage-Analyse im Wochenchart, klar definierten Ein- und Ausstiegssignalen, sowie disziplinierter Risikobegrenzung - stellt dabei die einfachste, transparenteste und nachweislich effektivste Möglichkeit dar, diese Anforderungen im privaten und semi-professionellen Bereich umzusetzen.

Es ist keineswegs erforderlich, permanent voll investiert zu sein.

Es kann durchaus sinnvoll und strategisch klug sein, über mehrere Monate - beispielsweise sechs Monate oder länger - vollständig in Cash zu bleiben und überhaupt keine Positionen zu halten, wenn der Markt derzeit keine ausreichend attraktiven, regelkonformen Chancen mit einem klaren, positiven Erwartungswert bietet.

Anschließend kann es in günstigen Marktphasen innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit - etwa innerhalb von drei Monaten - durchaus realistisch sein, eine dreistellige Rendite (100 % oder mehr)

auf das eingesetzte Kapital zu erzielen, sofern man dann in die richtigen, starken Trends und qualitativ hochwertigen Titel einsteigt und diese konsequent mitlaufen lässt.

Der entscheidende Vorteil eines solchen opportunistischen und geduldigen Ansatzes liegt darin, dass man unnötige Seitwärts- und Abwärtsphasen konsequent vermeidet, das Kapital in Schwächephasen wirksam schützt und stattdessen die volle Kraft der wirklich großen, nachhaltigen Aufwärtsbewegungen nutzt, anstatt permanent Kompromisse einzugehen oder sich in unattraktiven Marktphasen zu engagieren.

Geduld und Selektivität erweisen sich in diesem Kontext sehr oft als deutlich renditestärkere Tugenden, als ständige Aktivität oder das Bedürfnis, immer investiert zu sein aus Angst, Gewinne zu verpassen.

Regel Nummer eins in meinem Buch lautet: Hören Sie nicht immer auf die Profis!

20 Jahre in diesem Geschäft haben mich davon überzeugt, dass jeder normale Mensch, der die üblichen 3 Prozent seines Gehirns benutzt, bei der Aktienwahl mindestens genauso gut, wenn nicht besser liegen kann, als der durchschnittliche Börsenexperte.

(Peter Lynch)

Peter Lynch gilt als einer der erfolgreichsten Fondsmanager aller Zeiten. Von 1977 bis 1990 leitete er den Fidelity Magellan Fund und erzielte dort eine durchschnittliche jährliche Rendite von 29,2 % - deutlich über dem S&P 500. Das Fondsvermögen wuchs in dieser Zeit von ca. 18 Millionen auf über 14 Milliarden US-Dollar.

Es ist ratsam, die gleitenden Durchschnitte (Moving Averages) in jeder Marktphase getrennt - für Indizes einerseits und für Einzelaktien bzw. Rohstoffe andererseits - zu betrachten. Selbst in ausgeprägten Bärenmärkten oder längeren Seitwärtsphasen des Gesamtmarktes lassen sich durchaus attraktive Gewinne erzielen.

Typische Beispiele hierfür sind Edelmetalle (insbesondere Gold und Silber), die in Krisen- und Unsicherheitsphasen häufig gegenläufig oder defensiv stark performen. Ebenso können einzelne Sektoren oder Branchen trotz allgemeiner Marktschwäche resilient bleiben oder sogar überdurchschnittlich zulegen, etwa das Gesundheitswesen, Basiskonsumgüter, Versorger, sowie bestimmte Rohstoff- und Energiesegmente.

Eine differenzierte Analyse der gleitenden Durchschnitte auf diesen verschiedenen Ebenen hilft dabei, solche Opportunitäten frühzeitig zu erkennen und den Fokus gezielt auf die tatsächlich trendstarken oder gegenläufigen Assets zu legen - anstatt sich ausschließlich am Verhalten des breiten Index zu orientieren.

Beginnen Sie durchaus damit, Ihr Depot mit regelmäßigen Sparplänen in breit diversifizierte Indexfonds aufzubauen. Dieser Ansatz bietet eine solide, kostengünstige und statistisch bewährte Grundlage für den langfristigen Vermögensaufbau.

Parallel dazu empfehle ich Ihnen, sich intensiv mit Kapitel 5 auseinanderzusetzen - insbesondere mit Charts von Indizes, Edelmetallen, Einzelaktien und Kryptowährungen, inklusive der eingezeichneten gleitenden Durchschnitte. Durch das systematische Studium dieser Charts entwickeln Sie mit der Zeit ein besseres Gespür für:

- übergeordnete Trends und Stage-Übergänge,
- die Bedeutung von gleitenden Durchschnitten als Trendfilter und Signalgeber,
- gegenläufige oder resiliente Assets in unterschiedlichen Marktphasen, sowie
- den Unterschied zwischen nachhaltigen Aufwärtsbewegungen und kurzlebigen Fehlsignalen.

Diese Kombination aus passivem Kern (Index-Sparpläne) und aktivem Lernen (technische und allgemeine Marktbeobachtung) schafft eine sehr robuste Ausgangsbasis - sowohl für den Vermögensaufbau, als auch für die spätere, selektive Ergänzung durch opportunistisches Positionstrading.

Sobald Sie ein solides Gespür für die Dynamik einzelner Aktien, übergeordnete Trends und unterschiedliche Marktphasen entwickelt haben, können Sie schrittweise damit beginnen, gezielt einzelne Wertpapiere, Rohstoff- oder Edelmetall-ETCs, Branchen-ETFs oder Kryptowährungen auszuwählen.

Empfehlenswert ist dabei ein sehr vorsichtiger und kontrollierter Einstieg:

- Beginnen Sie bewusst mit kleinen Positionsgrößen
- steigern Sie das Engagement nur langsam und ausschließlich dann, wenn sich die gewählte Position regelkonform und nachhaltig positiv entwickelt
- halten Sie sich strikt an die definierten Ein- und Ausstiegsregeln sowie an die Obergrenzen für Einzelpositionen und Sektorgewichtungen

Nur durch konsequente, disziplinierte und erfahrungsbasierte Vorgehensweise - also durch reales Handeln in kleinen Schritten - bauen Sie langfristig die notwendige Prozesssicherheit, emotionale Stabilität und Urteilsfähigkeit auf, die für eine erfolgreiche Ergänzung oder Ersetzung des passiven Kernportfolios durch aktives Positionstrading erforderlich sind.

Eine durchschnittliche jährliche Nettorendite von lediglich 25 % reicht bereits aus, um Ihr Kapital im Schnitt alle vier Jahre zu verdoppeln.

Diese Rate führt - bei konsequenter Reinvestition und ohne größere Drawdowns - zu einem exponentiellen Vermögensaufbau über die Jahre und Jahrzehnte hinweg. Genau deshalb ist es weder notwendig, noch ratsam, gierig zu werden oder sich von euphorischen Phasen zu übermäßigen Risiken verleiten zu lassen.

Eine disziplinierte, realistische und nachhaltige Renditeerwartung von 20-30 % p.a. (netto) ist für einen sehr gut geführten, selektiven und opportunistischen Ansatz bereits ambitioniert genug, um langfristig ein substanzielles Vermögen aufzubauen - ohne das Depot durch übertriebene Hebelung, Konzentration oder emotionale Überreaktionen zu gefährden.

Der Schlüssel liegt in der Konstanz, im Kapitalschutz und in der Vermeidung großer Verluste, nicht in der Jagd nach außergewöhnlichen Einmal-Renditen.

Dieses Whitepaper kann und soll kein Ersatz für die eigenen, im Laufe der Zeit selbst erworbenen Erfahrungen sein.

Markterfahrung, Prozesssicherheit, emotionale Stabilität und das reale Gespür für unterschiedliche Marktregime entstehen ausschließlich durch wiederholtes, praktisches Handeln, durch das Durchleben von Gewinn- und Verlustphasen, sowie durch die kontinuierliche Reflexion der eigenen Entscheidungen.

Theoretisches Wissen und vorgestellte Methoden dienen als Orientierung und Fundament - die tatsächliche Umsetzungsfähigkeit und die langfristige Überlegenheit einer Strategie entwickeln sich jedoch erst durch jahrelange, disziplinierte Anwendung in echten Marktbedingungen.

Mein Ziel war nie, der beste Analyst, Charttechniker oder Trader zu werden. Mein oberstes Ziel bestand vielmehr darin, die einfachste und gleichzeitig effektivste Methode zu finden. Eine Strategie, die maximale Rendite bei minimalem zeitlichen Aufwand für die Analyse ermöglicht, auf jede Art von Risikobereitschaft individuell erweiterbar ist und dabei psychologische Einflussfaktoren und Verzerrungen auf ein absolutes Minimum reduziert.

Sollten Sie unter Berücksichtigung dieser genannten Faktoren eine nach Ihrer Einschätzung effektivere, robustere oder in der Praxis überlegene Methode kennen, würde ich mich sehr über eine Kontaktaufnahme Ihrerseits freuen.

Gerne tausche ich mich mit Ihnen über konkrete Erfahrungen und Verbesserungsvorschläge aus.

KAPITEL 7

BITCOIN

Bitcoin ist die erste dezentralisierte digitale Währung der Welt - ein Geldsystem, das ohne Banken, Regierungen oder andere zentrale Instanzen funktioniert. Seine Geschichte beginnt in einer Zeit großer Finanzkrise und reicht bis heute, wo es als ernsthaftes globales Phänomen gilt.

Alles startete im Oktober 2008, als eine unbekannte Person oder Gruppe unter dem Pseudonym Satoshi Nakamoto ein Whitepaper mit dem Titel „Bitcoin: A Peer-to-Peer Electronic Cash System“ veröffentlichte. Darin wurde die Idee vorgestellt, digitales Geld direkt zwischen Personen auszutauschen - gesichert durch Kryptografie und eine öffentliche, unveränderbare Transaktionskette, die Blockchain genannt wird. Das Ziel war ein System, das Vertrauen durch Mathematik statt durch Institutionen schafft.

Am 3. Januar 2009 ging das Bitcoin-Netzwerk live. Satoshi minete den ersten Block (den sogenannten Genesis-Block) und hinterließ darin eine versteckte Nachricht: „The Times 03/Jan/2009 Chancellor on brink of second bailout for banks“. Das war eine klare Kritik am traditionellen Finanzsystem nach der Finanzkrise 2008.

In den ersten Jahren blieb Bitcoin ein Nischenprojekt unter Kryptografie-Enthusiasten. 2010 fand die erste bekannte reale Transaktion statt: Am 22. Mai 2010 bezahlte Laszlo Hanyecz 10.000 Bitcoin für zwei Pizzen - heute eine legendäre Anekdote, die als „Bitcoin Pizza Day“ gefeiert wird. Damals waren 10.000 BTC nur ein paar Dollar wert.

Zwischen 2011 und 2013 wurde Bitcoin erstmals breiter bekannt. Der Preis stieg von Cent-Beträgen auf über 1.000 US-Dollar (2013), gefolgt vom ersten großen Crash. In den Jahren danach gab es immer wieder starke Auf- und Abschwünge: 2017 erreichte Bitcoin fast 20.000 Dollar inmitten eines riesigen Hypes - danach folgte der tiefe „Crypto Winter“ 2018/2019.

2020 begann eine neue Phase: Institutionelle Investoren stiegen ein, große Firmen wie Tesla oder MicroStrategy kauften Bitcoin als Teil ihrer Bilanz. Der Preis explodierte und erreichte im November 2021 ein Allzeithoch von rund 69.000 Dollar.

2024 markierte einen Wendepunkt: Im Januar genehmigte die US-Börsenaufsicht SEC die ersten spot Bitcoin-ETFs - regulierte Produkte, mit denen Privatanleger über die klassische Börse in Bitcoin investieren konnten. Das brachte massives neues Kapital in den Markt. Im selben Jahr fand das vierte Bitcoin-Halving* statt (April 2024), bei der die Belohnung für Miner halbiert wurde - ein Ereignis, das historisch oft mit Preisanstiegen zusammenfiel. Ende 2024 durchbrach Bitcoin erstmals die 100.000-Dollar-Marke.

2025 wurde Bitcoin noch stärker in die traditionelle Finanzwelt integriert. Der Preis stieg weiter und erreichte im Laufe des Jahres neue Höchststände - zeitweise knapp über 126.000 Dollar im Herbst 2025. Politische Entwicklungen halfen mit: In den USA wurden Gesetze verabschiedet, die Krypto klarer regelten, ein strategisches Bitcoin-Reserve-Programm der Regierung gestartet und Bitcoin als langfristiges Wertaufbewahrungsmittel („digitales Gold“) immer ernster genommen.

Insgesamt hat sich Bitcoin in knapp 17 Jahren von einer obskuren Internet-Idee zu einem globalen Vermögenswert mit Billionen-Marktkapitalisierung entwickelt. Millionen Menschen nutzen es, Tausende Unternehmen akzeptieren es (zumindest teilweise), und es wird von vielen als Absicherung gegen Inflation und als Alternative zum traditionellen Geldsystem gesehen - trotz aller Kritik, Regulierungsdebatten und heftigen Kursschwankungen.

*Das Bitcoin-Halving ist eines der zentralen Elemente im Design von Bitcoin. Es sorgt dafür, dass die Währung dauerhaft knapp bleibt und nie mehr als maximal 21 Millionen Bitcoin existieren können - ein fest eingebauter Mechanismus, den niemand ändern kann, solange das Netzwerk dezentral bleibt.

Seit dem Start von Bitcoin im Jahr 2009 erhalten Miner für jeden neu erstellten Block (also etwa alle 10 Minuten) eine Belohnung in Form neuer Bitcoin. Diese Block-Belohnung dient gleichzeitig als Anreiz, das Netzwerk zu sichern, und als kontrollierte Methode, neue Coins in Umlauf zu bringen. Genau hier greift das Halving ein: Alle 210.000 Blöcke - was im Durchschnitt etwa alle vier Jahre entspricht - wird diese Belohnung automatisch halbiert.

Am Anfang betrug die Belohnung 50 BTC pro Block. Nach dem ersten Halving im November 2012 sank sie auf 25 BTC, dann 2016 auf 12,5 BTC, 2020 auf 6,25 BTC und zuletzt im April 2024 auf 3,125 BTC. Das nächste Halving ist für etwa Frühjahr 2028 zu erwarten, dann sinkt die Belohnung weiter auf 1,5625 BTC pro Block. Dieser Prozess setzt sich fort, bis irgendwann um das Jahr 2140 herum der letzte Satoshi* geschürft wird und keine neuen Bitcoin mehr entstehen.

Der Sinn dahinter ist einfach: Die Neuausgabe von Bitcoin wird immer langsamer, das Gesamtangebot nähert sich asymptotisch der 21-Millionen-Grenze. Dadurch entsteht echte Knappheit - ähnlich wie bei Gold, das auch immer aufwendiger gefördert werden muss. Während normale Fiat-Währungen wie Euro oder Dollar durch Zentralbanken inflationär ausgeweitet werden können, hat Bitcoin eine fest programmierte, vorhersehbare Inflationsrate, die mit jedem Halving weiter sinkt. Aktuell (Stand Februar 2026) liegt die jährliche Inflationsrate bei etwa 1,5–1,6 Prozent und wird nach dem nächsten Halving nochmal halbiert.

Historisch gesehen haben Halvings oft starke Preisentwicklungen ausgelöst. In den Monaten bis etwa 12-18 Monate nach einem Halving kam es in den vergangenen Zyklen meist zu massiven Bullenmärkten: Nach 2012 stieg der Preis von rund 12 Dollar auf über 1.000 Dollar, nach 2016 von etwa 650 Dollar auf fast 20.000 Dollar, nach 2020 von rund 9.000 Dollar auf 69.000 Dollar und nach dem Halving 2024 auf neue Höchststände über 126.000 Dollar im Jahr 2025. Das liegt vor allem daran, dass die reduzierte Neuausgabe bei gleichbleibender oder steigender Nachfrage den Preis nach oben treibt - allerdings ist das keine automatische Garantie, sondern hängt von Marktstimmung, Adaption, Makroökonomie und vielen anderen Faktoren ab.

Heute läuft Bitcoin seit dem letzten Halving (April 2024) bereits über eineinhalb Jahre mit der halbierten Belohnung von 3,125 BTC pro Block. Täglich entstehen dadurch nur noch etwa 450 neue Bitcoin. Viele sehen genau in diesem Knappheitsmechanismus einen der Hauptgründe, warum Bitcoin langfristig als „digitales Gold“ wahrgenommen wird: ein hartes, deflationäres Asset ohne zentrale Kontrolle, das sich perfekt als Wertaufbewahrungsmittel eignet. Trotz aller Volatilität, Crashes und Kritik bleibt das Halving eines der Dinge, die Bitcoin von allen anderen Kryptowährungen und traditionellen Währungen fundamental unterscheiden.

*Satoshis sind die kleinsten Einheiten von Bitcoin - benannt nach dem Erfinder Satoshi Nakamoto.

Ein Bitcoin besteht aus genau 100 Millionen Satoshis.

1 Satoshi = 0,00000001 BTC (ein Hundertmillionstel Bitcoin).

Diese hohe Teilbarkeit macht Bitcoin auch bei sehr hohen Preisen praktisch nutzbar. Bei einem Kurs von z. B. 78.000 Dollar entspricht 1 Satoshi nur etwa 0,00078 US-Cent. Viele Wallets* zeigen kleinere Beträge heute schon primär in Sats an, weil das für den Alltag einfacher vorstellbar ist: „Das kostet 25.000 Sats“ klingt greifbarer als „0,00025 BTC“.

Satoshis sind die „Cent“ von Bitcoin.

*Eine Bitcoin-Wallet dient als digitales Werkzeug zur sicheren Verwaltung von Bitcoin. Sie speichert nicht die Bitcoin selbst - diese verbleiben stets in der Blockchain -, sondern die privaten Schlüssel, die den Zugriff auf die zugehörigen Guthaben ermöglichen und Transaktionen autorisieren.

Es werden grundsätzlich drei Wallet-Typen unterschieden:

Software-Wallets

Anwendungen für Desktop-Computer oder Smartphones. Sie zeichnen sich durch hohe Benutzerfreundlichkeit, schnelle Einrichtung und geringe Kosten aus und eignen sich besonders für den täglichen Gebrauch, sowie für kleinere bis mittlere Beträge.

Hardware-Wallets

Physische Sicherheitsgeräte (z. B. BitBox, Ledger, Trezor, Coldcard), die die privaten Schlüssel offline halten. Durch die Trennung vom Internet bieten sie den höchsten Schutz vor Online-Angriffen und sind die empfohlene Lösung für die langfristige, sichere Aufbewahrung größerer Vermögenswerte.

Paper-Wallets

Eine analoge Variante, bei der Adresse und privater Schlüssel auf Papier gedruckt werden. Sie sind vollständig offline und kostenfrei, bergen jedoch Risiken durch physischen Verlust, Beschädigung oder unsachgemäße Handhabung und gelten heute als veraltet.

Entscheidend ist:

Die Kontrolle über die Bitcoin liegt ausschließlich beim Inhaber des privaten Schlüssels bzw. der dazugehörigen Seed-Phrase (meist 12–24 Wörter). Diese Informationen dürfen unter keinen Umständen preisgegeben oder digital gespeichert werden. Ein Verlust der Seed-Phrase führt unwiderruflich zum Verlust des Zugriffs auf die Guthaben.

Die Wahl der Wallet sollte dem Sicherheitsbedarf und der Nutzungsintensität entsprechen - Software-Wallets für Komfort im Alltag, Hardware-Wallets für maximalen Schutz bei höheren Beträgen. Für den Einstieg ist eine seriöse, aktuelle Software-Wallet in der Regel ausreichend.

Wie Sie bereits festgestellt haben, unterscheidet sich Bitcoin grundlegend von Aktien, traditionellen Fiat-Währungen und klassischen Rohstoffen sowohl in seiner Funktionsweise als auch in seinem Verhalten und seiner Marktdynamik. Genau aus diesem Grund habe ich Bitcoin ein eigenes, separates Kapitel gewidmet - quasi als Zusatzkapitel -, um den besonderen Charakter, die spezifischen Risiken, Chancen und Bewertungsfaktoren dieses Assets angemessen und differenziert darzustellen.

Am Finanzmarkt herrschen zu Bitcoin sehr gegensätzliche Auffassungen.

Während ein Teil der traditionellen Investoren und Ökonomen Bitcoin keinen intrinsischen Wert zuschreibt und davon überzeugt ist, dass er langfristig gegen null tendieren oder sogar vollständig wertlos werden könnte, steht dem in der Krypto-Community eine starke Strömung gegenüber - die sogenannten Bitcoin-Maximalisten (Bitcoin Maxis).

Diese vertreten die Ansicht, dass Bitcoin nicht nur das überlegene digitale Geld der Zukunft darstellt, sondern letztlich auch den Großteil oder sogar den gesamten monetären Wert der Welt auf sich vereinen wird.

Zwischen diesen beiden Polen bewegt sich die Mehrheit der Marktteilnehmer, Analysten und institutionellen Investoren, die Bitcoin als hochspekulatives, aber potenziell relevantes Asset mit asymmetrischem Chancen-Risiko-Profil betrachten - ohne sich einer der beiden Extrempositionen vollständig anzuschließen.

Bitcoin-Maximalisten vertreten eine konsequente Buy-and-Hold-Strategie (HODL), bei der Bitcoin langfristig gehalten wird - unabhängig von kurzfristigen Kursrückgängen, Crashes oder starken Gewinnen.

Der Begriff „HODL“ entstand 2013 durch einen Tippfehler in einem Forum-Beitrag („I AM HODLING“ statt „holding“) und entwickelte sich rasch zu einem der bekanntesten Memes und Leitsprüche der Krypto-Community.

Heute steht HODL für eine klare mentale und strategische Haltung:

- Kein panischer Verkauf bei Markteinbrüchen oder hoher Volatilität
- Kein vorzeitiges Realisieren von Gewinnen aus Angst vor Korrekturen
- Stattdessen konsequentes Nachkaufen bei Rücksetzern („buy the dip“)
- Feste Überzeugung, dass Bitcoin langfristig eine sehr starke Wertentwicklung zeigen wird

Diese Strategie basiert auf dem Glauben an die fundamentale Überlegenheit Bitcoins als digitales, knappes, dezentrales und zensurresistentes Geld, sowie auf der Annahme, dass der langfristige Aufwärtstrend alle temporären Rückschläge überdauern wird.

Bitcoin-Maximalisten halten in der Regel einen sehr hohen - oft sogar den überwiegenden oder gesamten - Anteil ihres liquiden Vermögens in Bitcoin - und das trotz der extrem hohen Volatilität und der wiederholt auftretenden massiven Kursschwankungen.

Drawdowns von 50-85 % werden daher bewusst in Kauf genommen und als temporäre, unvermeidbare Begleiterscheinung eines Übergangsprozesses betrachtet, dessen Wertentwicklung langfristig alle anderen Anlageklassen übertreffen soll.

Aus meiner Sicht ist gegen eine langfristige Allokation von 5-10 % des Gesamtvermögens in Bitcoin auf einer sicheren Hardwallet (HODL-Strategie) grundsätzlich nichts einzuwenden. Eine derart moderate Gewichtung stellt in den meisten Portfolios ein vertretbares asymmetrisches Chancen-Risiko-Verhältnis dar und erfüllt in der Regel die Kriterien vernünftiger Diversifikation.

Gleichzeitig betrachte ich Bitcoin - ähnlich wie Aktien, Edelmetalle oder andere Rohstoffe - als aktiv zu handelndes Asset. Während ein kleiner, strategisch fixierter Kern langfristig gehalten werden kann, bietet sich bei den übrigen Anteilen (und insbesondere bei höheren Gewichtungen) eine opportunistische, regelbasierte Handelsstrategie an, um

- in starken Aufwärtsphasen mitzulaufen,
- in überhitzten oder schwachen Phasen Gewinne zu sichern bzw. Verluste zu begrenzen,
- und insgesamt die Volatilität des Gesamtdepots besser zu managen.

Der folgende Chart zeigt eine logarithmische Darstellung des Bitcoin-Preises (BTC/USD) und illustriert ein wiederkehrendes Zeitmuster in den Marktzyklen. Er teilt die Historie in abwechselnde Phasen ein: Bull-Runs von jeweils etwa 1.064 Tagen (ca. 2 Jahre und 11 Monate) vom Tiefpunkt bis zum Allzeithoch, gefolgt von Bear-Märkten von rund 357 bis 364 Tagen bis zum nächsten Tief.

Dieses Muster basiert auf den letzten zwei vollständigen Zyklen:

- Vom Tief 2018/2019 bis zum Hoch November 2021 dauerte der Bull-Run fast exakt 1.064 Tage, danach folgte ein Bear-Markt von etwa einem Jahr bis Ende 2022.
- Ähnlich verlief der Zyklus 2022–2025: Vom Tief Ende 2022 bis zum Hoch im Oktober 2025 (bei etwa 126.000 USD) vergingen wieder rund 1.064 Tage.



Der Chart markiert den Beginn einer neuen Bear-Phase (rot schraffiert mit Pfeil nach unten), die - falls das Muster anhält - etwa 357-364 Tage andauern und somit bis etwa September/Okttober 2026 reichen könnte. Danach würde ein neuer Bull-Zyklus starten.

Das Modell ist visuell überzeugend, weil die Zeitabstände in den vergangenen Zyklen bemerkenswert genau übereinstimmen. Es dient vielen als grobe Orientierungshilfe für mögliche Bodenbildung. Gleichzeitig ist es rein historisch und keine Garantie. Mit wachsender Marktreife (ETFs, institutionelle Investoren, regulatorische Entwicklungen) verändert sich die Dynamik, sodass das Muster in Zukunft abweichen oder schwächer ausfallen könnte.

Der Chart verdeutlicht grundlegend zwei zentrale Erkenntnisse zugleich:

Einerseits hat die reine HODL-Strategie bis heute hervorragend funktioniert und langfristig zu einer außergewöhnlichen Wertentwicklung geführt. Andererseits zeigt er ebenso klar, dass es in den wiederholt auftretenden, teils sehr tiefen Korrektur- und Bärenphasen durchaus sinnvoll und rational ist, diese Phasen nicht passiv auszusitzen.

Es gibt keinen nachvollziehbaren Grund, bewusst dabei zuzusehen, wie ein signifikanter Teil, oder in Extremfällen sogar das gesamte, eingesetzte Kapital zeitweise um mehr als 50 %, 70 % oder sogar 85 % schrumpft.

Auch und gerade bei Bitcoin gilt der oberste Grundsatz unverändert:

Der Schutz des Kapitals steht über allem anderen.

Selbst bei einem Asset mit derart asymmetrischem langfristigem Potenzial ist es weder notwendig noch klug, massive temporäre Drawdowns bewusst in Kauf zu nehmen, wenn es regelbasierte, technische oder risikobasierte Möglichkeiten gibt, diese Verluste zu begrenzen und später bei klaren Erholungssignalen wieder einzusteigen.

Ein weiterer Chart zeigt die historische Preisentwicklung von Bitcoin (in USD) seit etwa 2011 auf einer linearen Skala (nicht logarithmisch) und illustriert ein zentrales Konzept der Bitcoin-Zyklen: die abnehmenden prozentualen Zuwächse von Zyklus zu Zyklus.



Je höher die Marktkapitalisierung von Bitcoin wird (von wenigen Milliarden bis heute über 2 Billionen USD), desto mehr Kapital ist nötig, um den Preis prozentual genauso stark zu bewegen.

Frühe Zyklen hatten extrem niedrige Startpunkte daher waren sehr hohe Multiples möglich. Je reifer der Markt (mehr Institutionen, ETFs, höhere Bewertung), desto „normaler“ verhalten sich die Zuwächse.

Der Chart argumentiert implizit gegen die Erwartung dauerhaft exponentieller, immer höherer Multiples (wie es viele Bitcoin-Maximalisten in den frühen Jahren annahmen). Stattdessen zeigt er eine Abflachung der Rendite-Kurve - was typisch für jedes wachsende Asset ist.

Das bedeutet nicht, dass Bitcoin „tot“ ist oder keine Zukunft hat - aber die Zeiten von 10x-50x in einem Zyklus sind statistisch sehr wahrscheinlich vorbei. Stattdessen sehen wir eher Multiples im einstelligen bis niedrig-zweistelligen Bereich (wie 1.8x im letzten Zyklus).

Viele Analysten sehen genau dieses Muster als Beleg dafür, dass Bitcoin sich von einer „exponentiellen Spekulations-Story“ zu einem reiferen, zyklischen Asset entwickelt - mit weiterhin positiven, aber deutlich moderateren Zuwächsen pro Halving-Zyklus.

Auch hier zeigt sich sehr deutlich:

Eine rein langfristige HODL-Strategie wird zunehmend weniger sinnvoll und weniger überlegen, unabhängig davon, wie stark man an das langfristige Potenzial glaubt.

Darüber hinaus werden von Bitcoin-Maximalisten häufig bestimmte Risiken übersehen.

Satoshi Nakamoto besitzt nach den aktuellsten und am breitesten akzeptierten Schätzungen etwa 1,096 Millionen Bitcoin. Diese Coins sind über tausende verschiedene Adressen verteilt, die fast ausschließlich aus den frühen Mining-Blöcken der Jahre 2009 und 2010 stammen. Bis heute wurde aus diesen Adressen (abgesehen von wenigen winzigen Test-Transaktionen ganz am Anfang) kein einziger Bitcoin bewegt.

Wenn Satoshi Nakamoto (oder wer auch immer Zugriff auf die bekannten Adressen hat) plötzlich Bitcoins bewegt, würde das vor allem psychologisch und markttechnisch einen riesigen Schock auslösen.

Zunächst würde die Bewegung innerhalb von Minuten auf Blockchain-Explorern und von On-Chain-Analysten entdeckt werden, woraufhin die Nachricht explosionsartig verbreitet würde. Viele Investoren und Algorithmen würden dies sofort als potenziellen massiven Verkaufsdruck interpretieren - schließlich geht es um etwa 1,1 Millionen BTC im Wert von zig Milliarden Dollar. Dies wiederum würde Panik-Verkäufe auslösen, Stop-Loss-Orders triggern und den Preis sehr wahrscheinlich stark einbrechen lassen, Schätzungen zufolge um 20–60 % oder mehr innerhalb weniger Stunden bis Tage, je nach Umfang der Bewegung und ob die Coins direkt auf Exchanges landen.

Mittelfristig hängt viel vom Kontext ab: Wenn die Coins nur transferiert werden (z. B. zu sichereren Wallets) und nicht verkauft, erholt sich der Markt meist relativ schnell - viele sehen das dann sogar als positives Signal („Satoshi lebt und vertraut weiterhin Bitcoin“). Bei einem echten Sell-off großer Mengen würde der Preis tiefer und länger leiden, das Narrativ von Bitcoin als „ewig knappes, dezentrales Asset mit schlafendem Schöpfer“ bekäme einen Knacks, und das Vertrauen - vor allem bei neuen Investoren - könnte leiden.

Langfristig ändert sich am Kern von Bitcoin nichts: Das Netzwerk bleibt dezentral, Satoshi hat keinerlei Kontrolle über das Protokoll mehr. Wie sich Bitcoin nachhaltig entwickeln würde, falls größere Mengen an Coins verkauft werden, ist in keiner Weise einzuschätzen. Niemand weiß, wer sich hinter dem Pseudonym bzw. den entsprechenden Wallets tatsächlich verbirgt.

Die Identität von Satoshi Nakamoto, dem pseudonymen Erfinder von Bitcoin, bleibt eines der größten Rätsel der Kryptowelt und hat seit 2008 unzählige Spekulationen und Untersuchungen ausgelöst. Bis heute (Stand Februar 2026) gibt es keine endgültige Bestätigung, und viele Experten glauben, dass sie nie enthüllt werden wird, da Anonymität ein zentraler Teil des Bitcoin-Ethos ist. Dennoch kursieren zahlreiche Theorien, die auf linguistischen Analysen, Zeitlinien, technischen Beiträgen und Zufallsfunden basieren. Eine der prominentesten Vermutungen ist, dass Satoshi keine einzelne Person, sondern eine Gruppe von Cypherpunks - also Kryptographie-Experten und Datenschutzaktivisten - war, die gemeinsam das Bitcoin-Whitepaper und den Code entwickelten, um Dezentralisierung zu gewährleisten und persönliche Angriffsflächen zu vermeiden.

Andere Theorien deuten auf eine Beteiligung von Geheimdiensten hin, etwa der NSA oder CIA, die Bitcoin als "Project Mint" oder ähnliches als finanzielles Werkzeug geschaffen haben könnten, das dann entkommen ist. Es gibt sogar wilde Spekulationen, dass Satoshi mit Figuren wie Jeffrey Epstein, Muammar Gaddafi oder einem "Deep State"-Agenten in Verbindung stand, die aber meist als Verschwörungstheorien abgetan werden.

Zu den individuellen Kandidaten zählen vor allem Kryptopioniere:

Der verstorbene Hal Finney, ein früher Bitcoin-Entwickler, wird oft genannt, da er einer der Ersten war, der mit Satoshi kommunizierte und Bitcoins erhielt.

Nick Szabo, Erfinder des "Bit Gold"-Konzepts, das Bitcoin ähnelte, ist ein weiterer Verdächtiger aufgrund stilistischer Übereinstimmungen in seinen Schriften.

Adam Back, dessen "Hashcash"-System in Bitcoins Proof-of-Work integriert wurde, leugnet es, wird aber immer wieder erwähnt.

Der kanadische Entwickler Peter Todd wurde 2024 in der HBO-Dokumentation "Money Electric: The Bitcoin Mystery" als Satoshi präsentiert, basierend auf Altersangaben, Schreibstil und Forenbeiträgen, hat dies jedoch vehement dementiert und die Doku als gefährlich kritisiert.

Craig Wright, ein australischer Unternehmer, hat sich selbst mehrmals als Satoshi ausgegeben, wurde aber 2024 gerichtlich widerlegt und als Lügner enttarnt.

Len Sassaman, ein verstorbener Datenschutzaktivist, gilt als starker Kandidat, da er in der Cypherpunk-Szene aktiv war und sein Suizid 2011 mit Satoshis Verschwinden zusammenfällt.

Paul Le Roux, ein krimineller Programmierer, der derzeit inhaftiert ist, wird mit Satoshi in Verbindung gebracht, weil seine technischen Fähigkeiten und der Zeitrahmen passen.

Arthur Britto, Mitgründer von Ripple, aufgrund eines großen Bitcoin-Transfers und seines Schweigens, sowie Jack Dorsey, den Twitter-Gründer, wegen zeitlicher und technischer Überschneidungen.

Dorian Nakamoto, ein japanischstämmiger Ingenieur, wurde 2014 von Newsweek fälschlicherweise enttarnt, was zu einem Medienrummel führte, aber er hat nichts mit Bitcoin zu tun.

Aktuelle Entwicklungen beinhalten Klagen gegen US-Behörden wie das DHS, um Dokumente freizugeben, die Satoshis Identität enthüllen könnten, basierend auf angeblichen Interviews.

Dokumentarfilme, Bücher und Foren wie X (ehemals Twitter) halten die Debatte am Laufen, doch ohne kryptographischen Beweis bleiben alle Vermutungen spekulativ. Viele in der Community sehen die Anonymität als Stärke, die Bitcoin unabhängig von einer Person oder Organisation macht.

Bitcoin und Quantencomputer sind ein weiteres Thema in der Krypto-Welt, da es verschiedene Narrative gibt, die sich um die potenziellen Risiken und Chancen drehen. Das Hauptnarrativ dreht sich um die Bedrohung durch Quantencomputing:

Viele Experten warnen, dass fortschrittliche Quantencomputer in den nächsten 5-10 Jahren (manchmal als "Q-Day" bezeichnet) die Kryptographie von Bitcoin knacken könnten. Speziell geht es um Algorithmen wie ECDSA, die für die Signatur von Transaktionen genutzt werden - ein Quantencomputer könnte aus öffentlichen Schlüsseln (Public Keys) private Schlüssel (Private Keys) ableiten und so Bitcoins stehlen, vor allem aus alten Wallets, die ihre Public Keys preisgegeben haben. Das könnte zu einem "Quantum Apocalypse" führen, wo Milliarden an BTC gefährdet sind. Einige Investoren ziehen deswegen sogar Gold vor, da es "quantum-sicher" ist. Dieses Narrativ schürt Angst und hat schon zu Preisrückgängen beigetragen, auch wenn aktuelle Quantencomputer noch zu schwach sind.

Ein Gegen-Narrativ ist, dass die Bedrohung übertrieben sei:

Bitcoin nutzt keine klassische Verschlüsselung (Encryption), sondern Hash-Funktionen und Signaturen, die nicht so leicht "geknackt" werden können. Viele sehen die Warnungen als Marketing-Hype, um Investoren zu verunsichern oder neue Technologien zu pushen - Quantencomputer sind noch Jahre entfernt, und Bitcoin könnte sich bis dahin anpassen. Tatsächlich gibt es Pläne für quantum-resistente Upgrades (Post-Quantum-Kryptographie), z. B.

durch Bitcoin Improvement Proposals (BIPs), die das Netzwerk schützen könnten, ohne es zu zerstören.

Ein positives Narrativ besagt sogar, dass Quantencomputer Bitcoin stärken könnten: Sie würden zu besseren Sicherheitsmaßnahmen zwingen, die Dezentralisierung fördern und das Netzwerk resilienter machen - ähnlich wie frühere Bedrohungen (z. B. Mining-Bans), die Bitcoin letztendlich robuster gemacht haben. Einige spekulieren, dass Quanten-Mining die Effizienz steigern könnte, ohne das System zu brechen.

Die Narrative reichen von apokalyptischen Szenarien über skeptische Ablehnung bis hin zu optimistischen Anpassungsstrategien. Bitcoin-Entwickler arbeiten bereits an Lösungen und bis 2026 (aktueller Stand) ist keine unmittelbare Gefahr in Sicht, aber die Debatte hält an und treibt Innovationen voran.

Die Obergrenze von 21 Millionen Bitcoin könnte irgendwann willkürlich angehoben werden: Dieses Narrativ ist ein häufig diskutiertes Gegenargument gegen die „digital gold“-Story von Bitcoin. Es wird vor allem von Kritikern, Skeptikern oder Leuten aus anderen Krypto-Projekten genutzt, um Zweifel an Bitcoins langfristiger Knappheit zu säen.

Technisch gesehen ist die 21-Millionen-Grenze nicht in Stein gemeißelt. Sie ergibt sich aus dem Code (Halving-Logik und der Block-Belohnungsberechnung). Jeder könnte den Bitcoin-Code ändern, um z. B. die Belohnungen nach 2140 nicht auf null zu setzen oder die Halvings anzupassen - dies würde aber einen Hard Fork erfordern. Ein Hard Fork bedeutet, die Blockchain spaltet sich in zwei Versionen auf. Die alte Kette (mit 21 Millionen Cap) bleibt bestehen, die neue (mit höherer Supply) müsste von Minern, Nodes, Wallets, Exchanges und Nutzern akzeptiert werden, damit sie „Bitcoin“ bleibt.

Wenn genug mächtige Spieler (z. B. große Miner, Institutionen wie BlackRock, Regierungen oder eine zukünftige Mehrheit) das wollen, könnte die Supply inflationär gemacht werden, das würde den Wert pro BTC zerstören. Es gibt kein zentrales Gremium, das dies verhindern könnte - Bitcoin ist dezentral, also könnte „Gier“ oder Not (z. B. um Miner langfristig zu bezahlen, wenn Transaktionsgebühren allein nicht reichen) zu einer Änderung führen. Einige Debatten spekulieren sogar über „Tail Emissions“ (kleine dauerhafte Inflation nach 2140), um die Netzwerksicherheit zu erhalten - und dass es dadurch irgendwann akzeptiert wird.

Warum die meisten Bitcoin-Anhänger (vor allem Maximalisten) das Narrativ ablehnen: Es gibt keinen Anreiz dafür - die Knappheit ist der Hauptgrund, warum Leute in Bitcoin investieren. Eine Erhöhung würde sofort zu massivem Vertrauensverlust, Preis-Crash und Abwanderung führen - die neue Chain würde wahrscheinlich scheitern (wie bei vielen Hard Forks in der Vergangenheit).

Die Community hat in der Geschichte (z. B. Blocksize Wars 2017) gezeigt, dass fundamentale Änderungen am Geldmodell extrem schwer durchzusetzen sind, es braucht nahezu einstimmigen Konsens.

Institutionen wie BlackRock haben 2024/2025 in einem Video einen Disclaimer „no guarantee the cap won't change“ reingeschrieben - das hat die Debatte neu entfacht, wurde aber als juristische Vorsorge (keine Garantien geben) abgetan, nicht als Plan.

Damit ein Einzelner oder eine Organisation die feste Obergrenze von 21 Millionen Bitcoin ändern könnte, müssten extrem strenge und praktisch fast unmögliche Voraussetzungen erfüllt sein.

Zuerst müsste jemand (oder eine Gruppe) einen detaillierten Vorschlag (einen sogenannten Bitcoin Improvement Proposal, BIP) erstellen, der genau erklärt, wie die Block-Belohnungen oder Halvings angepasst werden sollen, um mehr als 21 Millionen Coins zu erzeugen. Dieser Vorschlag würde in

der Entwickler-Community (z. B. auf GitHub oder Mailinglisten) intensiv diskutiert, getestet und meist sofort abgelehnt werden, weil die Knappheit der Hauptgrund für Bitcoins Wert ist.

Falls der Vorschlag trotzdem weiterkommt, müsste die Änderung in die offizielle Bitcoin-Software (wie Bitcoin Core) eingebaut werden. Danach müsste eine überwältigende Mehrheit der weltweit rund 22.000 Nodes diese neue Software-Version herunterladen, installieren und ausführen - idealerweise fast alle, sonst entsteht ein Hard Fork: Die Blockchain spaltet sich in zwei Ketten, eine mit der alten 21-Millionen-Regel und eine mit der neuen, höheren Supply.

Miner müssten dann aktiv die neue Chain bevorzugen und ihre Rechenpower darauf richten, sonst hätte sie keine Sicherheit. Gleichzeitig müssten große Exchanges, Wallets, Institutionen (wie BlackRock oder ETFs) und die breite Community (Holder, Trader, Entwickler) die neue Version als das „echte“ Bitcoin akzeptieren und nutzen - sonst würde die alte Chain weiterlaufen und die neue wahrscheinlich wertlos werden, wie es bei vielen gescheiterten Forks in der Vergangenheit passiert ist.

Selbst wenn jemand enorme Macht hätte (z. B. als riesiger Miner oder Institution), reicht das nicht: Eine reine 51%-Attacke auf die Hashrate würde die Regeln nicht ändern, weil Nodes ungültige Blöcke ablehnen. Es bräuchte also nahezu universellen Konsens - fast alle Beteiligten müssten freiwillig mitmachen, obwohl eine solche Änderung sofort massiven Preissturz, Vertrauensverlust und Abwanderung auslösen würde. Genau diese wirtschaftlichen Anreize („wer viel BTC hat, will die Knappheit erhalten“) und die dezentrale Governance machen es praktisch unmöglich.

Bitcoin-ETFs sind börsengehandelte Fonds, die den Preis von Bitcoin nachbilden und es Anlegern ermöglichen, indirekt in Bitcoin zu investieren, ohne selbst Coins kaufen, Wallets einrichten oder private Schlüssel verwalten zu müssen. Der ETF-Anbieter (BlackRock, Fidelity oder Grayscale) kauft echte Bitcoins, lagert sie sicher bei einem professionellen Verwahrer und gibt dann Anteile (Shares) aus, die wie normale Aktien an regulierten Börsen gehandelt werden. Der Kurs eines Anteils bewegt sich nahezu 1:1 mit dem Bitcoin-Preis, abzüglich geringer laufender Gebühren.

Seit der Zulassung der Spot-Bitcoin-ETFs in den USA im Januar 2024 (die echten Bitcoin halten, im Gegensatz zu den älteren Futures-ETFs) haben diese Produkte den Markt massiv verändert. Die größten sind IBIT (BlackRock), FBTC (Fidelity) und GBTC (Grayscale), zusammen halten sie Stand Februar 2026 etwa 1,3 Millionen BTC - rund 6-6,5 % der gesamten Bitcoin-Menge - mit einem verwalteten Vermögen von 100-110 Milliarden US-Dollar. Das macht Bitcoin für normale Anleger, Pensionskassen und Institutionen extrem einfach zugänglich, da man den ETF einfach über jedes normale Depot kaufen kann, ohne sich mit Krypto-Technik auseinandersetzen zu müssen.

Vorteile sind die hohe Regulierung durch die SEC, starke Liquidität, geringes Diebstahlrisiko und die Möglichkeit, Bitcoin in traditionelle Portfolios zu integrieren. Nachteile sind jährliche Gebühren (meist 0,2-0,9 %), dass man keine echten Coins besitzt (also nicht ausgeben oder selbst transferieren kann), nur Börsen-Handelszeiten und gelegentliche Tracking-Abweichungen. Große Geldflüsse in die ETFs (Inflows von Hunderten Millionen bis Milliarden pro Woche) oder heraus (Outflows) beeinflussen den Bitcoin-Preis direkt und verstärken die Volatilität. Insgesamt haben Bitcoin-ETFs Bitcoin seit 2024 vom Nischen-Asset zum Mainstream-Investment gemacht und sind eine der wichtigsten Brücken zwischen traditioneller Finanzwelt und Kryptowährung.

Bitcoin-Spot-ETFs bringen aber in Bezug auf Preisentwicklung und Stabilität des Bitcoin-Preises mehrere Nachteile mit sich - ähnlich wie bei Papiergold (z. B. Gold-ETFs oder Gold-Zertifikaten) im Vergleich zu physischem Gold.

ETFs machen Bitcoin zu einem „Papier-Bitcoin“, vergleichbar mit Papiergold:

Viele Investoren halten nur Anteile an einem Fonds, nicht die echten Coins. Große ETF-Flows (Milliarden-Dollar-Inflows oder -Outflows in kurzer Zeit) können den Bitcoin-Preis künstlich

verstärken oder drücken, weil sie über regulierte Börsen laufen und oft mit gehebelten Positionen oder institutionellem Verhalten gekoppelt sind. Das führt zu zusätzlicher Volatilität und Abhängigkeit von Wall-Street-Dynamiken, statt rein von Bitcoin-spezifischen Faktoren wie On-Chain-Aktivität oder Mining. Bei physischem Gold oder direktem Bitcoin-Besitz gibt es diese Schicht nicht - der Preis entsteht direkter durch echte Käufer/Verkäufer.

Die hypothetische Frage, wo der Bitcoin-Preis heute stehen würde, wenn alle Gelder, die derzeit in Spot-Bitcoin-ETFs stecken (ca. 113 Milliarden US-Dollar), stattdessen direkt in Bitcoin geflossen wären, ist nicht einfach zu beantworten, da die ETFs selbst echte Bitcoins kaufen und halten - das Kapital ist also bereits in den Markt geflossen und hat den Preis beeinflusst.

In einem Szenario ohne ETFs hätte dieses Kapital direkt den Preis durch Käufe auf offenen Märkten (Spot) getrieben, ähnlich wie es jetzt durch die ETF-Käufe passiert - der Effekt wäre also weitgehend identisch. Der Preis könnte hypothetisch 5-10 % höher liegen, da direkte Investitionen oft zu stärkerem "HODLing" führen und weniger panikbedingte Verkäufe auslösen.

Dennoch bleibt das spekulativ:

Die Dezentralität von Bitcoin bedeutet, dass der Markt ohne ETFs möglicherweise weniger institutionelle Nachfrage gesehen hätte, was den Preis potenziell sogar niedriger halten könnte - die ETFs haben schließlich den Mainstream-Zugang erleichtert und den Preis seit 2024 stark angetrieben.

Gleichzeitig zeigt der obere Chart sehr deutlich, dass trotz der zunehmenden Nachfrage institutioneller Anleger die Preisentwicklung von Halving-Zyklus zu Halving-Zyklus erkennbar weniger expansiv ausfällt. Sollte sich dieses Muster abnehmender prozentualer Zuwächse fortsetzen, wird die Nachfrage nach Bitcoin-ETFs mittel- bis langfristig voraussichtlich nachlassen. Dies könnte institutionelle Anleger dazu veranlassen, ihre Bitcoin-Bestände schrittweise zu reduzieren - insbesondere dann, wenn der Vermögenswert keine nennenswerten weiteren Wertzuwächse mehr erwarten lässt und primär als langfristiger Wertspeicher wahrgenommen wird.

Wahrscheinlich ist auch, dass auch ein relevanter Teil der Bitcoin-Maximalisten - sobald die Phase extrem hoher Rendite-Multiples endgültig vorbei ist - zumindest teilweise Kapital in andere Anlageklassen umschichten wird, um wieder attraktive Rendite-Chancen zu suchen. Beide Effekte zusammen würden den Preis von Bitcoin mittel- bis langfristig spürbar belasten und zu einer weiteren Abflachung der Preisdynamik beitragen.

Ob Regierungen und Finanzbehörden weltweit dauerhaft zulassen werden, dass Bitcoin ein paralleles, weitgehend privates und unkontrolliertes Finanzsystem etabliert, bleibt hochgradig fraglich.

Die Blockchain-Technologie selbst ermöglicht eine lückenlose Rückverfolgbarkeit jeder jemals getätigten Transaktion - ein Umstand, der von staatlicher Seite als potenzielles Überwachungsinstrument genutzt werden kann. Selbst wenn der private Schlüssel ausschließlich im Besitz des Einzelnen bleibt und somit niemand sonst direkt auf die Bitcoin zugreifen kann, existieren zahlreiche indirekte Mechanismen, mit denen Regierungen und Behörden die umfangreiche Nutzung erheblich erschweren oder faktisch unterbinden könnten:

- Regulierung und Verbot von On- und Off-Ramps (Krypto-Börsen, Zahlungsdienstleister, Fiat-Brücken)
- Verpflichtung zu KYC*/AML* bei jeder relevanten Transaktion oder Wallet-Nutzung
- Gezielte Steuer- und Meldepflichten für Bitcoin-Bestände und -Bewegungen
- Strafrechtliche Verfolgung bei Umgehung bestehender Vorschriften
- Technische Eingriffe (z. B. Blacklisting von Adressen, Chain-Analyse durch staatliche Stellen)

*KYC (Know Your Customer) verpflichtet Finanzinstitute und regulierte Krypto-Plattformen, die Identität ihrer Kunden zweifelsfrei festzustellen. Dazu gehören in der Regel Name, Adresse, Geburtsdatum sowie die Vorlage amtlicher Ausweisdokumente und oft eine Videoidentifikation.

*AML (Anti-Money-Laundering) umfasst die gesetzlichen Maßnahmen zur Verhinderung von Geldwäsche und Terrorismusfinanzierung. KYC ist ein zentraler Bestandteil davon. Darüber hinaus müssen verdächtige Transaktionen erkannt, dokumentiert und bei Bedarf den zuständigen Behörden gemeldet werden.

KYC und AML dienen der Transparenz im Finanzverkehr:

Sie identifizieren Kunden eindeutig und überwachen Transaktionen, um illegale Geldflüsse zu unterbinden. In regulierten Krypto-Umfeldern sind beide Vorgaben heute Standard und in den meisten Ländern gesetzlich vorgeschrieben.

Solange Bitcoin in relevantem Umfang in Fiat-Währungen umgetauscht oder für reale Güter und Dienstleistungen verwendet werden soll, bleibt es zwangsläufig in Kontakt mit regulierten Schnittstellen - und genau an diesen Schnittstellen besitzen Staaten die wirksamsten Hebel zur Kontrolle. Die Vorstellung eines vollständig autonomen, staatlich unbeeinflussbaren „privaten“ Finanzsystems stößt daher in der Praxis an sehr enge Grenzen - unabhängig von der technischen Dezentralität der Blockchain selbst.

Grundsätzlich wäre es technisch möglich, auf Basis der öffentlichen Blockchain-Transparenz in Verbindung mit KYC-Pflichten jede getätigte Transaktion rückwirkend zu identifizieren und steuerlich zu erfassen. Eine derartige systematische Nachbesteuerung würde mit hoher Wahrscheinlichkeit zu erheblichen und nachhaltigen Kursrückgängen bei Bitcoin führen.

Viele Halter müssten Bitcoin verkaufen, um die nachgeforderten Steuern zu begleichen. Dieser erzwungene Verkaufsdruck würde das Angebot kurzfristig stark erhöhen und den Preis spürbar belasten.

Die Kernattraktivität von Bitcoin liegt für einen relevanten Teil der Halter gerade in der Möglichkeit, Vermögen dezentral zu halten. Würde diese Eigenschaft durch rückwirkende Massenbesteuerung de facto aufgehoben, würde Bitcoin für diese Gruppe ihren wesentlichen Mehrwert verlieren. Der daraus resultierende Vertrauensverlust könnte zu einem breiten und langfristigen Abfluss von Kapital aus dem Ökosystem führen.

Beide Effekte zusammen würden die Preisdynamik von Bitcoin nachhaltig negativ beeinflussen und könnten eine Abwärtsspirale auslösen, die weit über eine bloße temporäre Korrektur hinausginge.

Niemand kann die Zukunft der Märkte verlässlich vorhersagen oder mathematisch berechnen.

Kein Chart, kein Modell und keine noch so ausgefeilte Analyse ist in der Lage, die tatsächliche künftige Kursentwicklung mit Sicherheit darzustellen oder zu garantieren. Folgen Sie daher keinen Narrativen - und schenken Sie keinen Glauben jenen, die mit großer Überzeugung behaupten, sie wüssten, wohin der Preis „geht“ oder „gehen muss“.

Studieren Sie die Charts nüchtern und objektiv.

Folgen Sie ausschließlich dem, was Sie tatsächlich sehen - also den realen Preisbewegungen, den klaren Trend- und Stage-Übergängen, sowie den regelbasierten Signalen -, und nicht dem, was Sie glauben zu wissen, hoffen oder befürchten. Disziplinierte Beobachtung und regelkonformes Handeln auf Basis des Vorhandenen schützt besser vor Fehlentscheidungen, als jede noch so eloquente Prognose oder Meinung.

DISCLAIMER:

Der Inhalt dieses Whitepapers stellt ausdrücklich keine Anlage-, Vermögens- oder Handelsberatung dar.

Die hier dargestellten Analysen, Methoden, Charts, Beispiele und persönlichen Einschätzungen dienen ausschließlich Informations- und Bildungszwecken. Sie erheben weder den Anspruch auf Vollständigkeit, noch auf Richtigkeit in Bezug auf zukünftige Marktentwicklungen.

Wertpapier-, Kryptowährungs- und Rohstoffmärkte unterliegen erheblichen Kursschwankungen und bergen das Risiko des vollständigen Kapitalverlusts. Vergangene Wertentwicklungen, historische Muster oder dargestellte Strategien sind kein verlässlicher Indikator für zukünftige Ergebnisse.

Jede Anlageentscheidung liegt ausschließlich in der eigenen Verantwortung des Lesers. Es wird ausdrücklich empfohlen,

- den eigenen Wissensstand, die persönliche Risikobereitschaft und die finanzielle Situation kritisch zu prüfen,
- gegebenenfalls unabhängigen fachlichen Rat einzuholen,
- die gesetzlichen, steuerlichen und regulatorischen Rahmenbedingungen des jeweiligen Wohnsitzlandes zu beachten.

Weder der Autor noch etwaige mitwirkende Dritte übernehmen irgendeine Haftung für Vermögensschäden, die direkt oder indirekt aus der Anwendung der hier beschriebenen Inhalte entstehen könnten.

Lesen Sie dieses Dokument als Anregung zur eigenen Reflexion und Weiterbildung - nicht als Handlungsempfehlung.

Der Inhalt dieses Whitepapers dient ausdrücklich keinen kommerziellen Zwecken:

Es handelt sich um eine rein informative und bildende Zusammenstellung persönlicher Marktbeobachtungen, Analysemethoden und Einschätzungen ohne jegliche Verkaufsabsicht, Empfehlung zum Erwerb von Finanzprodukten oder Werbung für Dienstleistungen.

Alle dargestellten Grafiken, Charts, Abbildungen und sonstigen visuellen Elemente sind Eigentum der jeweiligen Urheber, Plattformen, Datenanbieter oder Publizisten (z. B. TradingView, CoinMarketCap, CrossBorder Capital, öffentliche Marktdatenquellen u. ä.) und werden in diesem Dokument ausschließlich zu Illustrations-, Erklärungs- und Informationszwecken verwendet.

Es wird weder eine Lizenz zur kommerziellen Nutzung noch eine Übertragung von Rechten an diesen Materialien beansprucht. Die Verwendung erfolgt im Rahmen des Zitatrechts und der wissenschaftlich-bildenden Nutzung; sämtliche Urheberrechte verbleiben bei den ursprünglichen Rechteinhabern. Sollten Rechteinhaber eine Entfernung oder Nennung wünschen, wird um entsprechende Mitteilung gebeten.

KONTAKT:

www.kwows.com
email@kwows.com

X (Twitter):
[@kwofwallstreet](https://twitter.com/kwofwallstreet)